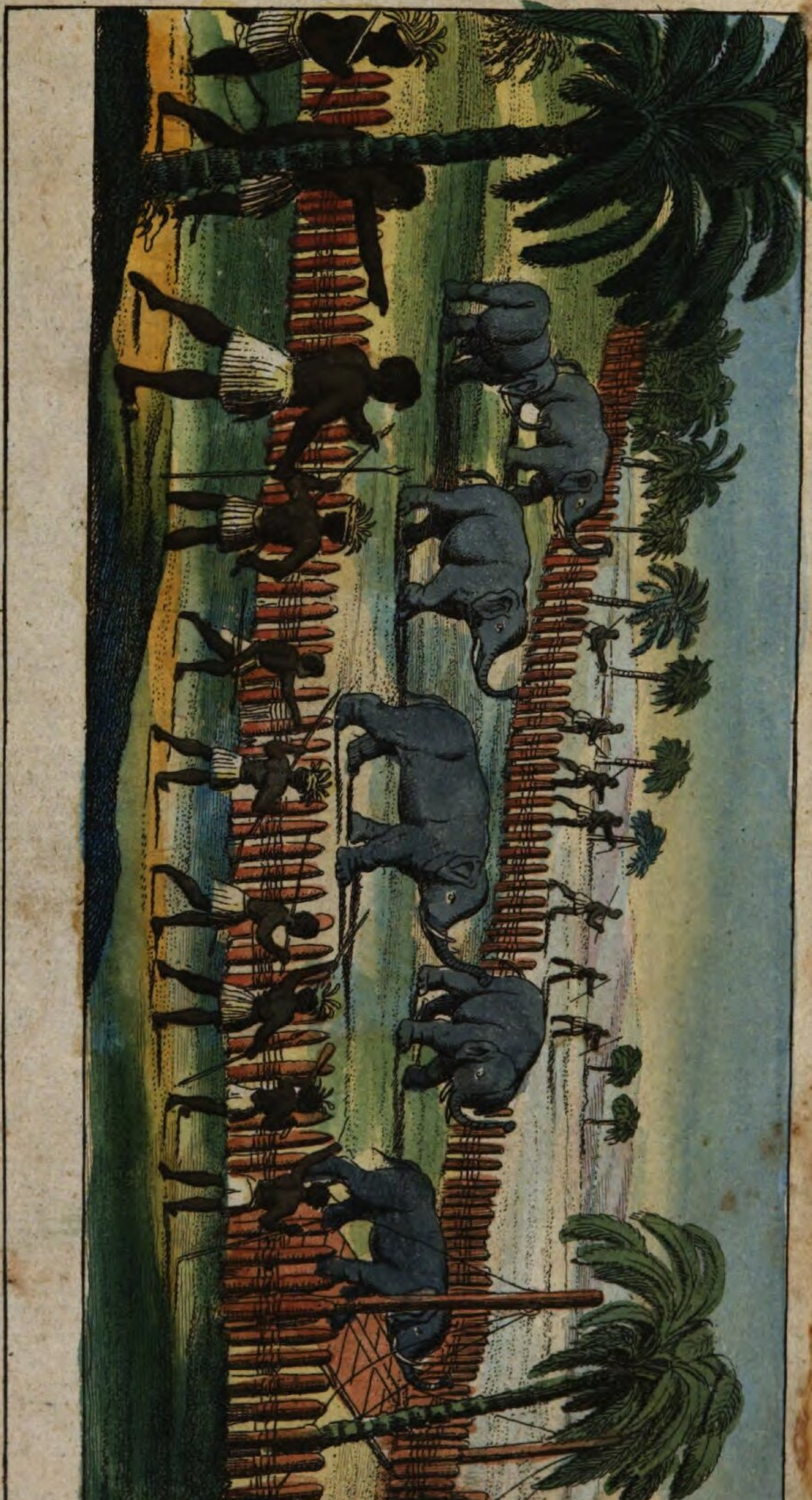
Oecon.
2176
m

Oecon. 2176 m
851
4127
105/1/25

<36624885180011
<36624885180011
Bayer. Staatsbibliothek



Die
Hausthiere.

Ein
angenehmes Unterhaltungsbuch
für
die Jugend,

von
D. Pöhlmann
Pfarrer zu Ostheim.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei Riegel und Wießner
1819.

07/02/332
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn eine für Kinder bestimmte Spielsache nicht nur ganz unschädlich ist, sondern sogar etwas zur Bildung ihres Verstandes und Herzens beytragen kann; so möchte gegen die Verfertigung und den Verkauf eines solchen Unterhaltungs-Mittels wohl schwerlich etwas gegründetes eingewendet werden können, gesetzt auch, daß es gar nicht das einzige seiner Art wäre.

Als eine solche Spielsache nun — denn daß Bilderbücher oft nur als zeitverkürzende

Spielzeuge Kindern in die Hände gegeben werden, ist eine bekannte Sache — will ich dieses Büchlein nur angesehen wissen, und daher glaube ich aller weitern Rechtfertigung der Herausgabe desselben überhoben seyn zu können.

Freylich bin ich auch der Meinung, daß es sich wohl auch über die Sphäre eines bloßen Zeitverkürzungs-Mittels erheben und sich auch zum Vorlesen in solchen Volksschulen eignen dürfte, wo man wöchentlich etwas aus einem naturhistorischen Werke vorzulesen pflegt, und wo man zugleich des Dafürhaltens ist, daß die Kinder der Landleute vor allen Dingen über solche Naturproducte zu belehren seyen, mit welchen sie ihr ganzes Leben hindurch in der nächsten Beziehung stehen, oder die doch einem großen Theile des Menschengeschlechts von der größten Wichtigkeit sind. Allein diese Meinung will ich hier nicht geltend machen, da die Ansichten über die Art des Unterrichts in der Naturgeschichte und über die Auswahl der den

Kindern näher bekannt zu machenden Naturerzeugnisse so verschieden sind, daß der Eine tadelt, was der Andere gut heißt, und es daher ein Schriftsteller den Kritikern nicht leicht zu Danke machen kann, wenn er etwas zum Behufe solcher Vorlesungen, von welchen hier die Rede ist, hinaus gibt.

Was die bey diesem Werkchen befindlichen Kupfer anbelangt, so könnten diese freylich wohl in größerer Vollkommenheit gegeben seyn; allein dann würde auch ein höherer Verkaufspreis haben Statt finden müssen, was gegen den Wunsch des Herrn Verlegers gewesen wäre.

Die Drukkfehler, auf welche aufmerksame Leser hie und da stoßen werden, bitte ich, nicht auf meine Rechnung zu setzen, da ich, vom Drukkorte entfernt lebend, die Correctur nicht selbst besorgen konnte. Unter diese Fehler rechne ich auch, daß bald ck, bald kk, äu, bald aü, bald eu, bald eü gesetzt ist, und

daß viele Unterscheidungszeichen fehlen, oder an unrechten Stellen stehen.

Ich halte es nämlich für consequenter, kk Statt ck zu gebrauchen, und für naturgemåßer, aů Statt åu, uud eů Statt eu zu schreiben. Allein, da weder Setzer noch Corrector an diese Schreibart gewöhnt sind, so konnten sie leicht übersehen, was ich nicht übersehen haben würde.

Ostheim bey Gunzenhausen,
im May 1819.

Der Verfasser.

Einleitung.

Nicht weit von Nürnberg wohnt ein Mann auf einem schönen Landgute, der viele vortreffliche Eigenschaften besitzt. Er ist nicht nur ein guter Landwirth *), sondern auch ein tüchtiger Gelehrter, und was mehr, als alles dieß sagen will, ein Mann von ausnehmender Herzensgüte und der unbescholtensten Rechtschaffenheit. Unter die größten Schätze seines Le-

*) Ein Landwirth ist ein Mann, der es recht gut versteht, wie man aus Aeckern und Wiesen und aus der Viehzucht den möglich größten Vortheil zieht.

bens rechnet er seine Frau und die vier Kinder, die ihm Gott gegeben hat, und die er deßhalb auch mit der möglichsten Sorgfalt erziehet. - Ihren Unterricht besorgt er selbst nebst seiner vortrefflichen Gattinn; denn verständige Aeltern, sagt er, sind di. besten und treuesten Lehrer für ihre Kinder. Er macht es aber nicht, wie viele Lehrer, die ihren Schülern das was sie lernen sollen, nur bloß vorsagen, unbekümmert darum, ob sie es verstehen und behalten; sondern er läßt seine Kinder, wo es nur immer angeht, alles durch eigenes Forschen und Nachdenken und Nachlesen in guten Büchern, deren er eine Menge hat, finden und herausbringen, was er für wissenswürdig für sie hält. Dabey ist das älteste Kind, ein Mädchen von vierzehn Jahren, den jüngern Geschwistern oft behilflich, wenn diese irgendwo einen Anstoß finden. Unter andern hält Herr Rosenau — so heißt dieser Mann —

auch sehr viel darauf, daß seine Kinder die Dinge die der Mensch täglich um sich her siehet und gebraucht, sie mögen nun aus dem Stein- oder Pflanzen- oder Thierreich, es mögen Natur oder Kunsterzeugnisse seyn, genau kennen und alles Wissenswürdige von ihnen angeben lernen. Zu dem Ende hat er sich eine sehr schöne Naturaliensammlung angelegt, viele Bilderbücher angeschafft und neuerlich hat er eine sehr schöne Sammlung von allen Hausthieren, die theils aus papier maché (Papierteig) verfertigt, theils aus Holz sehr künstlich geschnitzt, theils auch nur gemahlt sind, gekauft. Ueber diese Sammlung hat er sich vorigen Sommer alle Sonntage mit seinen Kindern, die nebst ihrer Mutter seine liebste Gesellschaft ausmachen, unterhalten. An jedem der genannten Tage machte er eines von diesen Thieren zum Gegenstande seines Gespräches. Vorher mußten sie aber die Kinder so-

wohl in der Natur, als in der künstlichen Darstellung, genau betrachtet, und darüber gelesen haben, was in ihren Bilderbüchern davon steht. Da diese Unterhaltungen auch für andere Kinder nützlich sind, so haben wir sie gesammelt und in diesem Büchlein der Kinderwelt mitgetheilt.

Inhalt.

S.

Erste Unterhaltung. Bedeûtung des Ausdrukkes: Zahme oder Haus-Thiere . 1

Zweite Unterhaltung. Das Pferd. . . 6

Dritte Unterhaltung. Der Esel. . . 26

Vierte Unterhaltung. Das Rindvieh. 36

Fünfte Unterhaltung. Das gemeine Schaf. 62

Sechste Unterhaltung. Die Hausziege. 77

Siebente Unterhaltung. Das Schwein. 92

Achte Unterhaltung. Der Hund. . 107

Neûnte Unterhaltung. Die Hauskatze. 139

Zehnte Unterhaltung. Das zahme Kaninchen. 150

S.

Eilfte Unterhaltung. Das Kameel. . 154

Zwölfte Unterhaltung. Das Rennthier. (Rehnthier.) . . . 169

Dreizehnte Unterhaltung. Der Elephant. 176

Vierzehnte Unterhaltung. Die zahme Gans. 193

Funfzehnte Unterhaltung. Die zahme Ente. 202

Sechzehnte Unterhaltung. Das gemeine Haushuhn. 206

Siebenzehnte Unterhaltung. Das Truthuhn. (Puterhuhn). 212

Achtzehnte Unterhaltung. Die zahme Taube. 217

Neünzehnte Unterhaltung. Der gemeine Pfau. 225

Erste Unterhaltung.

Bedeutung des Ausdruckes: Zahme oder Haus-Thiere.

Rosenau. Nun, ihr Kinderchen, was habt ihr heute Neues gelernt? Carl *). Amalia hat mich lesen lassen und mir dabei erklärt, was man unter dem Worte Hausthiere versteht.

Ros. Und was versteht man denn darunter?

Carl. Ey nun! solche Thiere, die bey den Menschen im Hause wohnen.

Ros. Da sind ja wohl Ratten und Mäuse und Bettwanzen auch mit darunter begriffen?

Carl. Ich denke wohl.

Ros. Denkst du das auch, lieber Fritz **)?

Fritz. Nein, lieber Vater. Sieh, ich will dir das besser sagen. Hausthiere sind solche Thie-

*) Das jüngste, und im 8ten Jahre stehende, Kind Rosenau's.

**) Rosenau's zweites Kind, 12 Jahre alt.

re, die der Mensch ihres großen Nutzens wegen hält, für deren Wartung und Pflege er also sorgt, die seine Gesellschaft nicht fliehen, und die sich von ihm willig lenken oder treiben lassen, wohin er will. Diese Merkmahle treffen wir aber nicht an Ratten, Mäusen und Wanzen an, und daher können diese Thiere nicht unter die Hausthiere gerechnet werden.

Carl. Ja, aber in meinem Buche steht doch was ich vorhin gesagt habe.

Amalie. Du irrst dich, lieber Carl, oder vielmehr, du hast die Sache nicht ganz genau aufgefaßt oder behalten. In deinem Buche steht: Hausthiere sind solche Thiere, die der Mensch des großen Nutzens wegen, den er von ihnen ziehen kann, gezähmt hat, und die nun bei ihm wohnen.

Theodor *). Wie ist denn das mit dem zähmen? Warum steht denn da: gezähmt hat?

Ros. Das will ich dir sagen: Siehe! die Hirschen, die Haasen, die Rehe und viele andere Thiere fliehen die Gesellschaft der Menschen, und halten sich deßwegen entfernt von ihnen in Wäldern oder andern Gegenden, wo keine Wohnungen der Menschen stehen, auf, wo sie sich selbst ihren Unter-

*) Rosenau's drittes Kind, zehn Jahr alt.

halt und Schutz gegen die rauhe Witterung suchen müssen. Auch bekümmert sich der Mensch weiter nicht um ihre Erhaltung und Vermehrung, und überläßt sie, sie mögen krank oder gesund seyn, ihrem Schikksale. Solche Thiere nun nennt man wilde Thiere. Wild waren nun ursprünglich alle Thiere, so wie es jetzt die meisten noch sind. Als aber die Menschen bemerkten, und dieses geschah schon in den allerältesten Zeiten, vor vielen tausend Jahren, daß manche von ihnen theils zum Lasttragen und Lastziehen tauglich seyen, daß man von manchen die Milch, die Haut, die Haare, das Fleisch, die Eyer, die Federn rc. gut nützen könne; so haben sie sie eingefangen und in besondern Behältnissen aufbewahrt, ihnen Nahrung gereicht und sie überhaupt sehr sorgfältig gewartet. Dadurch ist es geschehen, daß sie nach und nach ihre natürliche Wildheit verloren und sich an den Umgang mit Menschen gewöhnt, ihm gehorsam zu seyn, und zum Theil mancherley Geschäfte zu verrichten gelernt haben. Bey denen, die man wild eingefangen hat, mag diese Gewöhnung zu einem sanftern Naturell und die Abrichtung zu verschiedenen Geschäften Mühe gekostet haben und langsam von Statten gegangen seyn; bey denen aber, die von gefangenen Aeltern geboren wurden, ist es gewiß schon leichter, und

bey dem folgenden Geschlechte wieder leichter gegangen. Das heißt nun: man hat in alten Zeiten manche Thiere gezähmt und die von diesen gezähmten abstammenden und in der Gesellschaft der Menschen fortlebenden Thiere, nennt man zahme oder Hausthiere.

Wie leicht sich übrigens manche Thiere an den Menschen gewöhnen, wenn sie von Jugend auf dazu Veranlassung finden, davon will ich euch ein Beyspiel erzählen. Als ich mit eurer Tante, meiner Schwester, noch zu Hause bey meiner Mutter war, brütete ein Mahl eine Henne zwölf Junge aus. Durch einen Zufall kam die alte Glukk, als sie ihre Jungen im Hofe herumführte, ums Leben. Nun nahm sich meine Schwester, die damals zwölf Jahre alt war, der verlassenen Küchlein an. Sie dekkte sie mit warmen Dekken zu, sie nahm sie oft auf ihren Schooß und fütterte sie aus ihren Händen, sie setzte sich in die Stube und ließ die jungen Dingerchen auf sich herum hüpfen und machte so zu sagen die alte Glukk gegen sie. Dadurch gewöhnte sie aber diese Thierchen so an sich, daß sie ihr, als sie erwachsen waren, überall, wie Hündchen, nachliefen, sich ohne Scheu von ihr erhaschen und herum tragen ließen, und daß die darunter befindlichen Hähne vom Hofe aus hinauf aufs Fenster des zweiten Stokkwerkes

flogen, wenn sie sich an demselben sehen ließ. Lange waren diese Thiere ein angenehmer Zeitvertreib für meine Schwester.

Nun wünsche ich, daß mir Carl alle die ihm bekannten Hausthiere, und zwar zuerst die vierfüßigen, dann die Vögel nenne.

Carl. Das Pferd, der Esel, der Ochs, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, die Katze, das Kaninchen, die Gans, die Ente, die Henne, der Puterhahn, die Taube, der Pfau.

Vater. Das sind unsere Hausthiere. In Lappland gehört noch darunter das Rennthier, in Arabien und andern Ländern das Kameel, in Ostindien der Elephant. Alle diese Thiere wollen wir nun nach und nach zum Gegenstande unserer Unterhaltungen machen. Mit dem Pferde wollen wir morgen den Anfang machen.

Zweite Unterhaltung.

Das Pferd.

Ros. (der bey dieser, so wie bey allen folgenden Unterhaltungen seine theils aus papier maché gemachten, theils aus Holz geschnitzten, theils bloß gemahlten Thiere vor sich hat.) Sage mir doch, lieber Carl, was man denn wohl, wenn vom Pferde die Rede ist, unter dem Ausdrukke Huf versteht? Carl. Ey! das ist, denke ich, der Fuß des Pferdes.

Ros. Nicht der ganze Fuß heißt so, sondern nur der untere Theil desselben, der mit einem harten, hornartigen Wesen umgeben ist. Hast du noch nicht zugesehen, wenn der Hufschmid unsern Pferden Eisen aufschlug? Carl. O, schon oft.

Ros. Nun da wirst du bemerkt haben, wie dikk dieses hornartige Wesen ist. Carl. Ach ja! der Hufschmid schneidet ja oft ganze Stükken davon weg.

Ros. Weißt du, wie man das Werkzeug nennt, womit er dieses thut? Carl. Nein.

I.

Das Pferd.

II.

Der Esel.

Fritz. Das weiß ich; darf ichs sagen?

Ros. Sage es. Fritz. Es heißt Werkmesser, und wenn er damit etwas von dem Hufe unten wegschneidet, so sagt man: er wirkt den Huf aus. Mit der Raspel, einer Art Feile, glättet er aber den beschnittenen Huf.

Carl. Thut denn aber dieses dem Pferde nicht weh?

Ros. Thut es dir weh, wenn dir die Mutter die zu lang gewachsenen Nägel abschneidet?

Carl. Wenn sie nicht zu nahe ans Fleisch kommt, thut es mir nicht weh.

Ros. Gerade so ist es bey dem Pferde. Was dir der Nagel ist, ist ihm der hornartige Theil an seinen Füßen, den man gewöhnlich meint, wenn vom Hufe die Rede ist, und wovon der Hufschmid seine Benennung hat.

Carl. Sage mir doch, lieber Vater, warum man dem Pferde Eisen auf den Huf schlägt?

Ros. Damit es den Huf nicht weg trete, und auf Steinen, auf dem Eise und überhaupt auf harten Wegen einen festen und sichern Gang bekomme.

Carl. Warum darf es denn den Huf nicht wegtreten?

Ros. Weil es dann nicht ohne Schmerzen würde gehen können. — Jetzt sage mir, ob das Pferd einen gespaltenen Huf, wie die Ochsen, oder einen ungespaltenen Huf habe.

Carl. Es hat einen ungespaltenen.

Ros. Wie nennt man denn die langen Haare, die dem Pferde von dem obern Theil des Halses herabhangen?

Carl. Ach, das weiß ich; die nennt man Mähre.

Theodor. Ha! ha! ha! das weißt du mir recht! Mähre ist ein schlechtes, elendes Pferd, Mähne hast du sagen wollen.

Carl. So wollte ich freylich sagen. Ich habe nur Mähre und Mähne mit einander verwechselt, weil ich beyde Wörter erst kürzlich gelesen habe.

Ros. Das geht bey Kindern schon so. — Sage mir, wo das Pferd noch so schöne lange Haare hat?

Carl. Vorn über der Stirn hat es einen Büschel, und dann am Schwanze.

Ros. Die prächtigen Haare am Schwanze oder Schweife, sind eine vorzügliche Zierde des Pferdes, dem in diesem Stükke kein anderes Thier gleich kommt. Wer weiß wohl wie viel Zähne ein Pferd hat?

Theodor. Das männliche Geschlecht (die Hengste) hat deren alle Mahl 40. Nämlich 12 Vorderzähne, 4 Hundezähne (Haken) und 24 Bakkenzähne (Stokkzähne). Dem weiblichen Geschlechte (den Stuten) fehlen entweder die Hundezähne, oder sie sind nur sehr kurz.

Ros. Wer kann mir denn sagen, welche Farbe die Pferde haben?

Fritz. In Ansehung der Farbe herrscht bey den Pferden eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, und daher theilt man sie ordentlich ein, nämlich in die einfachen, vermischten und außerordentlichen Farben. Die von einfacher Farbe sind die Schimmel, die Braunen, die Rappen, die Füchse, die Isabellfarbigen. Die von gemischter Farbe sind apfelgrau, hellbraun, lichtgrau, rothgrau. Hieher gehören die Rothschimmel, Mohrenköpfe, Schweißfüchse, Schwarz- Roth- Braun-Schekken, staarenfarbige, mausfarbige, und wolfsgraue. Die von außerordentlicher Farbe sind die getiegerten; die porzellan- und Pfirsichblüthfarbigen, die Silberschimmel und Fliegenschimmel.

Ros. Wie nennt man denn den weißen Flekk, den man an der Stirne mancher Pferde erblikkt?

Theodor. Der heißt Stern oder Blässe.

Ros. Wie drükken sich aber die Pferdeliebhaber aus, wenn sie sagen wollen: ein Pferd ist weit herauf an den Füßen von weißer Farbe?

Fritz. Da sagen sie: es ist zu hoch geschuhet.

Ros. Wer weiß denn, welches der empfindlichste Theil am Pferde ist?

Fritz. Das ist das Maul, und daher kam man auf den Gedanken, ihm Zaum und Gebiß anzulegen, und es dadurch nach Willkühr zu lenken.

Ros. Eine besondere Einrichtung an dem Auge des Pferdes muß ich euch bekannt machen. Es hat nämlich in demselben eine Haut, die halb durchsichtig ist, und die es, wenn ihm Gefahr drohet, schnell über den ganzen vordern Theil des Augapfels hinziehen kann, ohne jedoch des Lichtes gänzlich beraubt zu seyn. Diese Haut, die auch alle Vögel haben und die den Namen Nikkhaut führt, könnt ihr bey einem Pferde leicht sehen, wenn ihr euch vor dasselbe stellt, und ein paar Finger gegen eines seiner Augen zu bewegt.

Wenn wir nun das Pferd in Ansehung seiner ganzen äußerlichen Gestalt mit andern Thieren vergleichen, welchem Thiere wird da wohl der Vorzug zugestanden werden müssen?

Fritz. Gewiß dem Pferde. Denn ich glaube nicht, daß man an irgend einem andern Thiere die

Regelmäßig: und Zierlichkeit in allen seinen Theilen, die Pracht und das stolze Ansehen, verbunden mit dieser Größe, antreffen könne.

Ros. Du hast Recht. Indessen müßt ihr merken, daß das Pferd diese vorzügliche Beschaffenheit seines Leibes der Erziehung, die ihm der Mensch hat angedeihen lassen, zu danken hat. Denn die wilde Race, wovon es abstammt, und die man noch in Arabien, Sibirien und in der großen Tartarey finden soll, soll sehr häßlich seyn. — Mit dem herrlichsten und ausgezeichnetsten Körperbau verbindet das veredelte Pferd noch gar viele treffliche Eigenschaften. Ob ihr mir diese alle angeben könnt, möcht ich wohl wissen. Versucht dieses ein Mahl der Reihe nach zu thun, und du, Carl, mache den Anfang.

Carl. Ich nenne seine außerordentliche Stärke und Geschwindigkeit.

Ros. Kannst du mir denn auch ein Maß dieser Eigenschaften angeben?

Carl. Das kann ich nicht.

Theodor. Das kann ich. Ein recht starkes Pferd, wie man sie z. B. in Thüringen hat, kann wohl zehn bis zwölf Centner Fracht fahren, wobei die Last des Wagens nicht mit gerechnet ist. In England aber giebt es Pferde, die sechzig Centner

ziehen und dreißig tragen können. Und tüchtige Englische Renner haben schon oft eine Englische Rennbahn, welche drei viertel einer deutschen Meile lang war, in sechs Minuten und vierzig Sekunden durchlaufen.

Carl. Was ist denn eine Englische Rennbahn?

Ros. Das ist ein sorgfältig unterhaltener, weicher, etwas sandiger Platz von länglich runder Form, auf welchem besondere Wettrennen mit den schnellsten Pferden, die man haben kann, angestellt werden. An dergleichen Wettrennen finden die Engländer ein ungemeines Vergnügen, und es erscheint oft eine Volksmenge von 30 bis 40,000 Köpfen bey einem solchen Schauspiele. Die Pferde, die man hiezu anwendet, werden besonders und mit äußerster Sorgfalt erzogen. Ihr Körper wird in wollene Zeüge gehüllt, sie werden sehr oft gewaschen gerieben, nur daß sie recht empfindlich und gelenksam seyen. Auch selbst die Jokeys, (diejenigen jungen Bursche welche die Pferde reiten) bereiten sich ein halb Jahr vor, essen nur magere Speisen, trinken viel Wasser und Branntewein, purgiren oft und liegen zwischen zwey Federbetten, um zu schwitzen. Der ganze Mensch muß ein Gerippe seyn, das mit Sattel, Zeug und Kleidung nicht mehr als 126 Pfund wiegt. Im Rennen berührt er das Pferd bloß mit den Knie-

en. Man kann denken, wie er sich bey dem Fluge des Pferdes anklammern muß. Uebrigens steht er. Sein Gewicht liegt gleichsam im Maule des Pferdes, indem dieses mit dem Kopfe fast die Erde berührt, er aber am Zaume mit beyden Händen aufwärts zieht, wodurch seine Schwere sich vorwärts neigt. Dabey muß er freylich klug anziehen und nachlassen. Das Pferd, das das Ziel zuerst überspringt, ist Sieger des ersten Laufs. Jetzt werden die Pferde abgesattelt, gereinigt, und nach einer Stunde beginnt ein neüer Lauf. Gewinnt das erste Pferd auch jetzt wieder, so erhält es den Preis, und das Wettrennen ist geendigt; wo nicht, so muß noch ein dritter Lauf entscheiden. Vorher werden die Jokeys in ihrer Kleidung nebst Sattel und Zeug, die sie anschnallen, gewogen. Die leichtern bekommen so viel Bley in die Taschen, bis sie den übrigen vollkommen im Gewichte gleich sind. Auch beym Zurückkommen werden sie gewogen. Haben sie etwas verloren, so kann ihr Pferd nicht Gewinner seyn. Doch rechnet man ein Pfund auf die Ausdünstung. Dergleichen Wettrennen gewinnen dadurch noch an Interesse bey den Engländern, daß starke Wetten dabey veranstaltet werden, ob dieses oder jenes Pferd den Preis davon tragen werde. Oft beträgt die Summe, die ein einziger Engländer bey solchen Wetten auf das-

Spiel setzt, viele tausend Gulden. — Nun wünsche ich, daß mir Theodor eine vorzügliche Eigenschaft des Pferdes angebe.

Theodor. Seine außerordentliche Dauerhaftigkeit. Denn ist es nicht zum Erstaunen, daß ein Pferd einen ganzen Tag fortlaufen und auf seinem Rükken einen Reiter tragen, oder daß es viele Tage hinter einander täglich viele Stunden machen und dabey die schwersten Lasten ziehen kann?

Ros. Allerdings verdienet dieß unsere Bewunderung, so wie unsern Dank gegen die Vorsehung. Denn durch seine Stärke, Schnelligkeit und Dauerhaftigkeit kann uns das Pferd die ersprießlichsten Dienste leisten. Wie wollten wir z. B. die großen oft mit ungeheuren Lasten beladenen, Frachtwägen von Nürnberg nach Basel bringen, wie mit Schnelligkeit von Wien nach Paris kommen, wenn wir die Pferde nicht hätten, und diese nicht die genannten Eigenschaften besäßen? Aber weißt du auch, wie man die verschiedenen Arten seines Ganges nennt?

Theodor. O ja! Das Pferd geht entweder im Schritte, oder im Trabe, oder im Galopp. Manche gehen auch im Paß.

Ros. Aber welches sind die Merkmahle bey einer jeden Art dieser Bewegungen?

Theodor. 1.) Bey dem Schritte wird zuerst der rechte Vorderfuß, hierauf der linke Hinterfuß, alsdann der linke Vorderfuß, und zulezt der rechte Hinterfuß aufgehoben.

2.) Bey dem Trabe wird der rechte Vorderfuß und linke Hinterfuß zu gleicher Zeit, darnach der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß ebenfalls in einem Augenblikke aufgehoben.

3.) Bey dem Galopp, welches eine Art von Springen ist, kommt der linke Hinterfuß zuerst auf die Erde zu stehen, um dieser wallenden Bewegung zu einem Ruhepunkte zu dienen; hierauf hebt sich der rechte Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zugleich in die Höhe, und diese beyden kommen auch wieder zu gleicher Zeit auf die Erde, zulezt wird der rechte Vorderfuß, welcher gleich nach dem linken Vorderfuß und rechten Hinterfuß aufgehoben wird, wieder niedergesezt.

4.) Bey dem Paß bewegen sich immer bey einem Schritte die beyden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterschenkel zugleich fort, und die beyden linken Schenkel machen dann im Fortschreiten den zweyten Schritt aus. Dieser geschwinde Gang ist für den Reiter sehr bequem, weil er nicht stößt, er mattet aber das Pferd zu sehr ab

und soll auch nur schwachen Pferden besonders eigen seyn.

Ros. Welche Eigenschaften weißt denn du vom Pferde zu rühmen, mein lieber Fritz?

Fritz. Ich rühme seinen Muth, mit dem es den Krieger ins Schlachtgetümmel trägt, seine Folgsamkeit, Treue und Zuneigung, die es gegen seinen Herrn beweißt, sein Gedächtniß, die Schärfe seiner Sinnen, seine Wachsamkeit und Sanftmuth.

Amalia. Und ich rühme seine Klugheit und Gelehrigkeit. Wie oft haben wir in Nürnberg schon sogenannte Englische Reiter gesehen, die mit ihren Pferden die bewundernswürdigsten Kunststükke gemacht haben! Und hast du uns nicht ein Mahl erzählt, daß ein gewisser Franconi in Paris nebst seinem Sohne ordentliche Tänze zu Pferd aufgeführt hat? Auch habe ich gesehen, daß ein Pferd allerley Taschenspielerkünste machte, z. B. ein genanntes Kartenblatt aus andern Karten heraus suchte, die Stunde, die eben der Zeiger auf einer Sakkuhr wieß, anzeigte, u. d. gl. Auch weiß ich, daß ein Mahl ein Reiter in der Nacht von seinem Pferde fiel und sich gefährlich verwundete. Sein Pferd lief nach Hause, klopfte mit den Hinterfüßen an die verschlossene Hausthür, und als man diese geöffnet hatte, ging es zurükk zu seinem Herrn. Man ging

dem Pferde nach, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um dem Unglücklichen die nöthige Hülfe zu verschaffen.

Fritz. Mir fällt noch eine besondere Eigenschaft des Pferdes ein, nämlich die außerordentliche Zuneigung, die es oft gegen seines Gleichen faßt. Ein Beweis hievon ist der Umstand, das ein Mahl die Kameraden eines alten zahnlosen Pferdes, das also sein Futter nicht mehr käuen konnte, ihm dieses vorgekäut, und so zubereitet, vorgelegt haben. Es standen nämlich diese Kameraden neben dem alten abgelebten Gaule im Stalle.

Ros. Daß ein Thier, begabt mit so vielen und so herrlichen Eigenschaften, schon von den frühesten Zeiten her die Aufmerksamkeit des Menschen erregen und ihn veranlassen mußte, es zu seinem Hausgenossen, ja ich möchte sagen, zu seinem Freünde zu machen, und es mit einer Liebe, Sorgfalt und Achtung zu behandeln, wie kein anderes Thier, werdet ihr sehr natürlich finden und es darf eüch nicht wundern, wenn ich eüch sage, daß man in manchen Ländern, wie in Arabien, ordentliche Geschlechtsregister, wie bey adelichen Familien, über die Pferde hält, daß man Lobgedichte auf sie gemacht hat, und daß man auf seinen Schmuck und seine Wohnung ungeheüre Summen oft wendet. Denn die

Pferde der großen Herren strotzen oft von Gold, Silber und Edelsteinen, insbesondere bey feyerlichen Gelegenheiten, und die Ställe die mancher Fürst oder Graf seinen Pferden erbauen ließ, sind wahre Palläste, wie z. B. der Stall zu Brighton, der den Pferden des Prinzen von Wallis in England zum Aufenthalte dient. — Ueber die Nahrung dieser Thiere darf ich euch wohl nichts sagen, denn die kennt ihr gewiß alle.

Carl. Ach ja, lieber Vater. Ich bin ja oft dabey, wenn der Kutscher unsere Pferde füttert. Er gibt ihnen Hafer, Heu und Häckerlinge und im Sommer auch Gras. Doch legt er ihnen das eine Mahl mehr vor, als das andere Mahl.

Ros. Weißt du auch, warum er dieses thut?

Carl. Ja. Wann sie viele und schwere Arbeiten haben, bekommen sie mehr, wann sie müßig stehen, oder wenig zu thun haben, bekommen sie weniger zu fressen. Wann sie sich aber hären (die Haare fahren lassen), welches im Frühling und Herbst geschieht, werden sie auch gut gefüttert, ob sie gleich da nicht sonderlich viel arbeiten dürfen.

Ros. Und warum dürfen sie zu dieser Zeit nicht viel arbeiten?

Carl. Johann sagt: sie sind um diese Zeit kraftloser.

Ros. Hast du es auch bemerkt, wie sie es machen, wenn sie saufen?

Carl. Ja wohl. Sie stecken Maul und Nase tief ins Wasser und ziehen es so an sich.

Ros. Wer weiß denn, wie man solche Anstalten nennt, wo man viele Stuten (Pferdeweibchen) hält, um viele Fohlen zu bekommen, die man dann mit Sorgfalt erzieht und verkauft?

Theodor. Solche Anstalten nennt man Stutereyen oder Gestüte.

Ros. Wie lange geht denn ein Pferd trächtig?

Fritz. Eilf bis zwölf Monath.

Ros. Weißt du auch, wie hoch es seine ganze Lebenszeit bringt?

Fritz. Ich habe gelesen, daß man ein bestimmtes Lebensziel von den Pferden nicht angeben könne. Denn je später sich die Pferde völlig ausbilden und ihren vollkommenen Wuchs und Größe erhalten, desto besser und älter werden sie. Ein Pferd, welches im sechsten Jahre erst sein völliges Wachsthum vollendet hat, ist zwanzig Jahre gut zu gebrauchen und lebt wohl vierzig Jahre und drüber; da hingegen ein Pferd, das schon im vierten Jahre ausgewachsen ist, nur zehn Jahr brauchbar ist, und nicht über vier und zwanzig Jahre alt wird.

*

Ros. Wißt ihr auch, wie man das Schreyen des Pferdes nennt?

Theodor. Das nennt man Wiehern, und es drücket dadurch Freude, Zorn, Furcht oder Schmerz aus.

Ros. Was hat denn das Pferd für Vertheidigungsarten?

Fritz. Es beißt oder schlägt mit den Hinterfüßen aus.

Amalia. Ist es denn wahr, daß die Pferde so wenig schlafen?

Ros. Allerdings. Ihr Schlaf dauert oft nur zwey bis drey Stunden, welches bey der großen Anstrengung, die sie oft haben, in der That zu verwundern ist.

Amalia. Ist auch das wahr, daß sie stehend schlafen?

Ros. Manche thuen dieses. Diese sind aber beym Reuten gewöhnlich scheu und werden bald steif. —

Daß wir uns des Pferdes zum Ziehen und Lasttragen bedienen und daß es im Kriege, wo auf eine gute Reiterey so viel ankommt, von außerordentlichem Nutzen ist, wißt ihr. Indessen gewährt uns dieses Thier noch mehr Vortheile. Wer kann mir sie angeben?

Amalia. Es nützt uns mit seinen Haaren. Denn aus denen aus der Mähne und dem Schweife macht man Bezüge auf Geigenbögen, und verschiedene Arten von Gewirken, z. B. Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarsiebe u. s. w. Die gesottenen Pferdehaare geben herrliche Matratzen, und dienen zum Ausfüttern der Kissen auf Sopha's und Stühle, zum Ausstopfen der Sättel und allerley Polster, so wie der Buchdrukkerballen.

Fritz. Das Pferdefleisch wird auch gegessen. Zwar von dem cultivirten Europäer nur in der höchsten Noth; aber von den südlichen Polakken, von den Kalmukken und Tataren gewöhnlich. So wie leztere Völker der sauern Pferdemilch als ihres gewöhnlichen Getränkes sich bedienen, und daraus auch ein berauschendes Getränk, Kosmos genannt, und gute Käse machen.

Theodor. Bey unserm Buchbinder habe ich ein Werkzeüg gesehen, mit welchem er das Papier und die Einbände der Bücher plättet, und das besteht aus dem Vorderzahne eines Pferdes, der in Holz eingefaßt ist. Ich sehe also, daß auch die Zähne der Pferde nützlich sind.

Fritz. Die Haut der Pferde verschaft uns auch bedeütenden Nutzen, denn sie gibt Sohlen- und

Riemenleder, Juften, und echten orientalischen Chagrain.

Theodor. Und der Roßschweif wird in der Türkey als ein Ehrenzeichen gebraucht. Denn manchem Großen werden, als Zeichen seiner Würde, zwey oder drey Roßschweife auf hohen Stangen vorgetragen.

Carl. Unser Gärtner hat mir auch gesagt, daß der Pferdemist ganz vortrefflich zu Mistbeeten sey.

Ros. In manchen Feldern, insbesondere da, wo viel Thonerde ist, ist er auch ein herrlicher Dünger.

Amalia. Ich habe auch ein Mahl gelesen, daß die Einwohner von Kahiro in Aegypten den Ruß von gebranntem Pferdemist zu Salmiak gebrauchen. Ist dieses wohl wahr?

Ros. Allerdings.

Carl. Was ist denn Salmiak?

Ros. Das ist ein gewisses Salz, daß man in der Apotheke, so wie bey verschiedenen Arbeiten, z. B. beym Verzinnen eiserner oder kupferner Sachen, nöthig hat. — Nun sagt mir, ob ihr mir keine Frage mehr über das Pferd vorzulegen habt?

Theodor. Ich habe eine zu thun. Ich habe nämlich schon oft gehört, daß der Pferdekauf

ein sehr mißlicher Kauf sey: warum ist ers denn wohl?

Ros. Weil es der Fehler und Krankheiten so viele gibt, die ein Pferd an sich haben kann, ohne daß man jedoch im Stande ist, diese Mängel leicht zu entdekken. Es kann daher einer, der kein genauer und gründlicher Pferdekenner ist, leicht angeführt werden, wenn er dergleichen Thiere kauft.

Fritz. Ich habe schon manchmahl den Rotz als eine Pferdekrankheit nennen hören; worin besteht denn dieses Uebel?

Ros. Darin, daß den Pferden aus der Nase eine weiße, gelbe oder grüne und blutige Feuchtigkeit fließt. Es ist dieß die gefährlichste Krankheit der Pferde, die überdieß sehr anstekkend ist. Es ist daher zur Regel gemacht, daß ein Pferd, das mit dem Rotze behaftet ist, todt gestochen werden muß.

Theodor. Und ich habe von der Druse sprechen hören: was ist dieß für eine Krankheit?

Ros. Bey dieser Krankheit, die mit dem Schnuppen der Menschen Aehnlichkeit hat, und die aus Verkältung entsteht, fließt den Pferden auch eine Feuchtigkeit aus den Nasenlöchern; doch ist diese Krankheit nicht anstekkend, und nicht so gefährlich, weil man Mittel zu ihrer Heilung hat.

Amalia. Ach, unterlassen wir doch von so ekkelhaften Dingen zu sprechen! Was kümmern uns die Pferdekrankheiten! Sage uns lieber, was es mit den Stammbaümen der Pferde, von denen du oben sprachest, für eine Bewandtniß hat.

Ros. In Arabien, in welchem Lande die edelsten Pferde zu Hause sind, und wo eins oft zwey bis drey tausend Piaster *) kostet, herrscht die Sitte, daß, wenn ein Fohlen von solchen vorzüglichen und edlen Aeltern (es gibt dort auch geringere und schlechtere Pferde) geboren wird, sich Zeügen dabey einfinden, und daß ein Sekretair ein Protocoll darüber aufnimmt, welches die Zeügen unterschreiben. Wenn nun dieses Fohlen ein Mahl wieder fohlt, so findet derselbe Act Statt. Und so geht es fort von Geschlecht zu Geschlecht. Man hat in Arabien Pferde, deren Namentafeln oder Geschlechtsregister bereits zwey tausend Jahre hinauf reichen. Kauft nun einer ein solches edles Pferd, so bekommt er sein Geschlechtsregister mit, so daß er von der Abkunft seines Pferdes immer Rechenschaft geben und überzeügt seyn kann, daß dessen Aeltern, Großältern, Urgroßältern u. s. w. immer Pferde von der edelsten Art waren. Ein solches

---

*) Eine türkische Silbermünz die 1 fl. 12 kr gilt.

Pferd macht aber auch gleichsam ein Mitglied von der Familie des Arabers aus. Denn Herr, Frau, Kinder, Stute, Füllen, alles liegt in Einem Zelte und auf einer Streû beysammen. Dagegen macht es aber auch nicht eine Bewegung, die ein Kind, das nicht selten auf seinem Halse oder Leibe einschläft, beschädigen könnte.

Nie schlägt der Araber sein Pferd, und immer gibt er ihm die sanftesten und liebreichsten Worte. Eine solche Behandlung bewirket aber auch bey ihm die willigste Folgsamkeit. Die leichteste Bewegung des Steigbügels ist hinreichend, dasselbe in pfeilschnellen Lauf zu bringen, und es kann in einem Tage achtzehn bis zwanzig deûtsche Meilen zurükk legen. Fällt der Reiter herunter, so bleibt das gute Thier stehen, bis er wieder aufgestiegen ist. Stehen ihm Gräben und Hekken im Wege, so sezt es mit seinem Reuter darüber weg. Uebrigens läßt der Araber sein Pferd fast den ganzen Tag gesattelt und aufgezaûmt stehen. Beym Untergang der Sonne hängt er ihm in einen Sakke Gerste über den Kopf, die es als sein gewöhnliches Futter daraus hervorhohlt und verzehrt. —

Jezt nenne du mir lieber Friz, die vornehmsten Nationalpferde, in der Ordnung, wie ich sie dir gestern zu merken aufgegeben habe.

Fritz. Die Arabischen, die Barbarischen (in der Barbarey einheimischen), die Spanischen, die Englischen, die Friesländischen, die Dänischen, die Neapolitanischen, die Polnischen, die Ungarischen, die Rußischen, die Türkischen, die Ißländischen und die Deütschen.

Ros. Alle diese Pferde-Racen haben ihre besondern Eigenheiten, die aber in unseren Unterhaltungen billig übergangen werden.

Dritte Unterhaltung.

Der Esel.

Ros. Kannst du wohl, mein lieber Karl! mir aus diesen vor uns stehenden Thieren noch eines herausfinden, das dem Pferde in der Gestalt etwas ähnlich ist, und so, wie dieses, einen ungespaltenen Huf hat?

Carl. Ach, das ist ja der Esel!

Die übrigen Kinder (lachend). Ja wahrhaftig der Esel!

Ros. Nun! warum lacht ihr denn?

Fritz. Ich weiß selbst nicht lieber Vater, warum mir das Lachen so leicht ankommt, wenn ich den Esel nenne.

Ros. Das kommt wahrscheinlich daher, weil ihr von Jugend auf hört, mit welcher Verachtung man immer den Esel belegt und behandelt, die er indessen, wie ihr in der Folge sehen werdet, nicht verdient.

Amalia. Ich glaube eigentlich, daß ich deßwegen darüber lachen muß, weil mir dabey die dummen, trägen und plumpen Menschen einfallen, die man so oft mit dem Esel vergleicht, und selbst mit dem Namen Esel belegt.

Theodor. Und ich muß lachen, weil mir dabei die Mütze mit langen Eselsohren einfält, die ein Mahl, wie ich im Vorbeygehen vor einer Schule bemerkt habe, ein Knabe hat aufsetzen und eine Zeit lang tragen müssen, und wobey die andern Knaben immer gerufen haben: Bruder Langohr, komm heraus!

Ros. Daß du diesen Auftritt lächerlich fandest, kann ich dir nicht verargen. Ich aber bedaure den Schullehrer, der zu einem solchen Strafmittel seine Zuflucht nimmt, und beklage den Knaben, an dem es versucht wird; denn dergleichen Mittel schänden den Lehrer, und können das dadurch be-

schimpfte Kind leicht um alles Ehrgefühl bringen.

Carl. Warum haben denn wohl die Knaben, Bruder Langohr gerufen?

Theodor. Begreifst du denn das nicht? Langohr ist so viel als Esel, weil dieses Thier so lange Ohren hat.

Fritz. Da haben sich aber die schreyenden Knaben selbst mit beschimpft; denn wenn sie den bestraften Knaben einen Esel und zugleich ihren Bruder nannten, was waren denn sie alsdann?

Ros. Das geht uns hier nichts an. Sagt mir lieber, welche Merkmahle ihr außer dem ungespaltenen Hufe und den langen Ohren noch am Esel bemerkt, und wodurch er sich vom Pferde unterscheidet?

Fritz. Ich glaube, das ist der schwarze Strich, der sich über den Rükken hinzieht, und womit ein anderer, über die Schultern laufend, ein Kreuz bildet, so wie der kahle Schwanz, der nur am Ende mit einem Büschel Haare versehen ist.

Ros. Du hasts getroffen; denn das sind wirklich die Merkmahle, die ihn nebst den langen Ohren von dem Pferde unterscheiden.

Fritz. Ist es denn wohl wahr, wie ich ein Mahl gelesen habe, daß der Esel nur ein ausgeartetes Pferd sey?

Ros. Schwerlich läßt sich diese Behauptung beweisen. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß er von dem Waldesel (Onager), der noch bis auf diese Stunde in der großen Tatarey, unter dem Namen Kulan wild angetroffen wird, und daselbst heerdenweise frey herumzieht, abstamme.

Amalia. Wie mag es doch nur kommen, daß unsere deutschen Esel — ich meine die vierbeinigen — so verächtliche Thiere sind, da die Arabischen, Italienischen und Spanischen Esel in solcher Achtung stehen, daß man einen mit mehreren hundert Thalern bezahlt?

Ros. Das kommt von der großen Sorgfalt her, welche diese Nationen auf die Erziehung und Veredlung dieses Thieres wenden. Thäten wir das Gleiche, so würden unsere deutschen Esel, die jetzt den Knitteln ungeschliffener Knechte und dem Muthwillen der Gassenbuben Preis gegeben sind, bald eine bedeutendere Rolle spielen und an Achtung gewinnen. Indessen auch so, wie sie jetzt sind, verdienen sie nicht so gar weit, wie es wirklich geschieht, dem Pferde nachgesetzt zu werden. War

um ich dieses behaupte, möchte ich von euch hören.

Amalia. Ich denke, Sie gründen Ihre Behauptung auf die Tugenden und Brauchbarkeit des Esels.

Ros. Und seine Tugenden wären?

Amalia. Je nun! ich denke: seine Demuth, seine Gelassenheit, seine Geduld, und besonders seine große Genügsamkeit. Erträgt er denn nicht die Schläge, die sein Treiber ihm oft gibt, mit wahrem Heldenmuthe? und ist er bey Disteln und klarem Wasser nicht so vergnügt, wie wir bey der besten Mahlzeit? Auch meyne ich, daß er wohl nicht so gar dumm seyn möge, wie wir glauben. Denn er findet ja seinen Treiber unter tausend Personen heraus, wie der weit klügere Hund seinen Herrn. Und ein Stükkchen, das ich ein Mahl von einer Eselin gelesen habe, bestättigt meine Meinung.

Carl. Ey, was war das für ein Stükkchen? erzähl' es einmahl.

Amalia. Zu St. Maûr in Frankreich lebte eine alte Frau, welche die Milch, die sie zu verkaufen hatte, täglich durch eine Eselin zu Markte tragen ließ. So treû das gutwillige Thier seinen Dienst versah, so war seine Gebieterinn doch da-

mit nicht zufrieden, und nichts, als die unbarmherzigste Behandlung war sein Lohn. Einst, als die Alte nicht zu Hause war, ersah die Eselin ihren Vortheil, und trug den mit spitzigen Dornen versehenen Knotenstokk, womit sie täglich blutrünstig geschlagen wurde, hinaus in den Hof und verstekkte ihn unter den Mist.

Theodor. (Seinen Hut schwingend). Wenn das Stükkchen wahr ist, so bitte ich hiermit alle Esel um Verzeihung, daß ich sie bisher für dumme Esel gehalten habe. Indessen für feige und furchtsame Esel werde ich sie doch noch immer halten. Denn daß sie des Pferdes Muth und Kühnheit haben, davon wird mich niemand überzeugen können. Und dieß um so weniger, da ich gelesen habe, daß ein Mahl ein Esel, den man ein Mahl einem Löwen Preis gegeben hat, beim Anblikk desselben vor Furcht gestorben sey.

Ros. Muth und Kühnheit hat die Natur diesem Thiere freylich versagt, aber dafür hat sie ihm andere gute Eigenschaften gegeben. Er hat ein herrliches Gedächtniß und kann den Weg, den er ein Mahl gemacht hat, ohne sich zu irren, immer wieder finden. Mit der größten Sicherheit, und beladen mit schweren Lasten, ersteigt er die steilsten Berge und geht, ohne zu straucheln, mit un-

beschlagenem Hufe über spiegelglatte Eisflächen. Er trägt willig einen Reiter und zieht in einen trokkenen leichten und sandigen Boden auch den Pflug. Dabey ist er so gutmüthig, daß er sich von einem Knaben leiten und regieren läßt. Und bey aller Anstrengung braucht er doch täglich nur vier Stunden zu seinem Schlafe.

Carl. Wie viel kann denn so ein Thier tragen?

Ros. Wenigstens drei Centner. Lädet man ihm aber mehr auf, als er tragen kann, so gibt er dieses seinem Herrn durch eine eigene Geberdensprache zu verstehen. Er senkt nämlich alsdann den Kopf und die Ohren, sperrt das Maul auf und zieht die Lefzen ein.

Amalia. Ist es denn wohl wahr, daß er strakks steif auf seinem Platze stehen bleibt, wenn man ihm die Augen verbindet?

Ros. Allerdings. Und wenn du ihn mit einem Auge auf die Erde legst und das andere verdekkst, so bleibt er auch in dieser Lage, wie todt hingestrekkt, liegen.

Theodor. Was frißt er denn noch außer den Disteln?

Ros. Gras und Heu. Auch Kleien, wenn sie mit gehakkten Disteln vermischt ist.

Theodor. Wie viel hat er denn Zähne?

Fritz. Das weiß ich. Er hat deren 36, die er wechselt, wie das Pferd.

Carl. Sind denn die Esel alle so grau, wie dieser hier in der Abbildung?

Ros. Nein. Es giebt auch mausefahle, aschgraue, blaüliche, rothe, braünliche, schwarze, schmutzigweise und mit allen diesen Farben gefleckte.

Carl. Wie lange leben denn diese Thiere?

Ros. Wenn sie ordentlich behandelt werden, und in einem trokkenen Stalle, der ihnen Bedürfniß ist, stehen, so können sie 36 Jahre leben, und dabey das gute Gesicht, das vortreffliche Gehör, und den ausserordentlichen Geruch, womit die Natur sie begabt hat, behalten.

Carl. Wie schreyen sie denn?

Ros. Ihr Geschrey, das höchst widerlich ist, kann ich nicht nachahmen. Man nennt es Yanen und du mußt ein Mahl mit mir zu dem Müller nach N. gehen, wo du es vielleicht hören kannst; denn dieser unterhält mehrere Esel.

Fritz. Ich war neülich mit Augusten dort, wo wir unsere Freüde an den Füllen (der Esel nämlich) hatten, die dort herum trottirten oder galoppirten, und allerley possirliche Wendungen und Sprünge machten, sich wohl auch muthwillig auf der Erde herumwälzten.

Ros. Ja, ja! das thun diese Thiere, wenn sie jung sind. Aber im Alter verwandelt sich diese Lustigkeit durch die schweren Arbeiten und elende Kost in Schläfrigkeit und Furchtsamkeit, und wenn sie sich dann wälzen, so geben sie zu erkennen, daß ihnen die Haut von verschiedenen Unreinigkeiten jükke, und daß sie reinlich gehalten seyn wollen.

Fritz. Ist denn der Esel auch so vielen Krankheiten, wie das Pferd, ausgesetzt?

Ros. Nein. Besonders dann nicht, wenn man ihm einen trokkenen Stall, der im Winter die nöthige Wärme hat, zu seiner Wohnung anweist. Auch wird er, wegen seines übelriechenden Schweißes, unter allen mit Haaren bewachsenen Thieren am wenigsten von Ungeziefer angefochten. Nur die sogenannte Eselslaus findet man bisweilen auf ihm.

Amalia. Ist es denn wohl wahr, daß die Eselsmilch ein Mittel gegen die Schwindsucht sey?

Ros. Man hat Beyspiele, daß diese Milch, wenn sie von gesunden, jungen Eselinnen, die mit Hafer, Gerste, Heu und guten Kraütern gut gefüttert wurden, herkam, und unmittelbar nachdem sie ausgemolken war, also ganz warm, getrunken wurde, schon manchen Schwindsüchtigen wieder hergestellt hat. Es ist dieß ein Beweis,

daß diese Milch sehr heilsam und um so höher zu schätzen ist, da auch aus ihr die herrlichen Parmesankäse gemacht werden.

Theodor. Wird denn auch wohl das Fleisch des Esels gegessen?

Ros. Von den jungen wird es in Italien und Spanien gegessen, und zwar sehr gern, denn man hält es für einen Lekkerbissen. Von den ältern nimmt man das Fleisch der Keulen, hakkt es mit andern Fleischarten zusammen, und macht daraus die schmackhaften Servelatwürste.

Carl. Was macht man denn mit der Haut des Esels?

Ros. Die wird auf verschiedene Weise bearbeitet, um daraus Siebe, Trommeln, Schuhe, Pergament und Chagrain zu machen.

Theodor. Kann man auch seine Haare benützen?

Fritz. Weißt du denn nicht mehr, daß wir neulich schon, als wir von den verschiedenen Materialien, die man spinnen kann, sprachen, gelernt haben, daß die Eselshaare auch gesponnen werden können?

Ros. Nicht nur dieß, sondern auch zum Ausfüttern von mancherley Polstern kann man sie ge-

brauchen; doch haben sie nicht den Werth wie die Pferdehaare.

Vierte Unterhaltung.

Das Rindvieh.

Ros. Ich habe eüch diesen Morgen den Auftrag gegeben, eüch mit der Naturgeschichte unsers Rindviehes bekannt zu machen. Daß ihr dieses gethan habt, bin ich überzeügt. Nun aber wünsche ich, daß Amalia und Fritz ihren übrigen Geschwistern abfragen, was sie von diesen Thieren aus ihren Büchern gelernt haben.

Amalia. Das Examiniren ist so eine eigene Sache, und ich wollte lieber auf deine Fragen, lieber Vater, antworten, als andern Fragen vorlegen. Indessen, weil du wünschest, daß ich das thue, so sey der Versuch gewagt. — Ihr Andern gebt also Achtung, ich trete jetzt als eüre Examinatorinn auf, der ihr Rede und Antwort zu geben habt von eürer Gelehrsamkeit.

Theodor. Hüte dich nur, daß du in deinem Examen nicht stekken bleibest, oder eine Frage thust, die du selbst nicht zu beantworten weißt.

III.

Der Ochs.

IV.

Die Kuh.

Amalia. Wo ich nicht fortkommen kann, wird mir der Vater schon helfen. Aber womit fange ich denn nur geschwinde an? Je nun! ich frage dich, mein lieber Carl, was man unter dem Rindviehe versteht?

Carl. Ey nun! ich denke unsere Ochsen und Kühe.

Theodor. Ich aber denke: alle Thiere, welche hohle, vorwärts und zwar halbmondförmig gebogene und glatte Hörner haben, als da sind der Auerochs, der Büffel, der Grunzochs, der Bisamochs und noch andere in unserm Büffon *), Schreber **) und Wilhelmi ***) abgebildete Ochsenarten.

Ros. Du hast freylich Recht. Indessen Carl dachte nur an unser Rindvieh, und darüber sollen sich Amaliens Fragen jetzt auch nur erstrekken.

---

*) Herrn von Büffons allgemeine Naturgeschichte mit Zusätzen von Martini.

**) Schrebers Saugthiere, ein Hauptwerk für den Liebhaber der Naturgeschichte.

***) Unterhaltungen aus der Naturgeschichte von Wilhelmi.

Amalia. Welchen Unterschied zwischen dem Hufe des Pferdes und dem unsers Ochsen könnt ihr mir angeben?

Carl. Ey! der Huf des Pferdes ist größer.

Amalia. Sonst kennst du keinen Unterschied?

Carl. Halt! nun fällt mir noch ein anderer ein. Der Huf des Ochsen ist ja gespalten, und man nennt die einzelnen Theile Klauen.

Amalia. Wie viel Zähne hat denn der Ochs in der obern Kinnlade?

Carl. Ha! ha! du meinst gewiß, du willst mich aufs Eis führen? Nein! nein! das soll dir nicht gelingen! Gar keine Zähne hat der Ochs in der obern Kinnlade.

Theodor. Da seht mir einmahl nur das gelehrte Männchen an, das sich doch aufs Eis hat führen lassen!

Carl. Wer? Ich?

Theodor. Ja, du! du, Bruder Carl.

Carl. Wie so denn?

Theodor. Du hast nicht recht bedacht, was Amalia gefragt hat. Sie hat ja nicht nach Schneidezähnen, sondern nach Zähnen überhaupt gefragt. Schneidezähne, an die du wahrscheinlich nur bey Amaliens Frage gedacht hast, hat der

Ochs freylich nicht in der obern Kinnlade; Backen- oder Stokkzähne aber hat er darin.

Carl. Daß dich doch! Nu wart! ein anders Mahl will ich besser aufpassen.

Ros. Ja! ja! das thue! Du siehst jetzt aus deiner eignen Erfahrung, daß ich Recht habe, wenn ich immer spreche: Kinder, denkt fein immer recht genau über den Sinn der Worte, die ihr hört, oder lest, oder sprecht, nach, damit ihr keine unrichtigen Vorstellungen und Begriffe bekommt, und nie etwas anders saget, als ihr habt sagen wollen. Eine Frau wollte einst zu einem vornehmen Manne sagen: ach, Sie sind gar zu gütig, menschenfreündlich und herablassend; allein sie sagte: Sie sind gar zu niederträchtig.

Carl. O jemine! das war ja gar geschimpft!

Ros. Freylich! Aber das wußte sie nicht, weil sie den Sinn des Wortes niederträchtig nicht richtig aufgefaßt hatte.

Theodor. Und weißt du, Vater, wie jenes gnädige Fraülein meinte: man könne die Nordlichter pfundweise kaufen, weil sie wußte, daß man die Lichter kaufen kann?

Ros. Wohl weiß ich dieß; doch wir kommen von unserm Gegenstand ab. Fahre fort, Amalia, in deinem Examen.

Amalia. Also der Ochs hat in der obern Kinnlade gar keine Schneidezähne. Wie viel hat er denn aber deren in der untern?

Theodor. Acht. Hier habe ich einen solchen Schneidezahn, wer von eüch noch keinen gesehen hat, der kann daran sehen, wie sie gestaltet sind.

Carl. Aber nun sagt mir doch nur, wie die Ochsen das Gras abfressen können, da sie oben gar keine Schneidezähne haben?

Ros. An der obern Kinnlade haben sie vorn eine harte Haut, zwischen diese und die untern Zähne fassen sie das Gras und rupfen es so ab, und erst mit den Stokkzähnen, deren auf jeder Seite einer jeden Kinnlade sechs stehen, kauen sie es.

Amalia. Hat der Ochs auch Hunde- oder Ekkzähne?

Fritz. Nein.

Amalia. Gehört er unter die wiederkaüenden oder nicht wiederkaüenden Thiere?

Theodor. Unter die wiederkaüenden.

Amalia. Weißt du noch, Carl, was wiederkaüende Thiere sind?

Carl. Warum sollte ich das nicht mehr wissen, du hast mirs ja erst vor kurzem gesagt! Wiederkaüende Thiere sind solche, bey denen das Futter,

wenn sie es bereits verschlukkt haben, durch eine Art von Erbrechen wieder aus dem Magen herauf ins Maul steigt, wo es denn noch ein Mahl gekaut und wieder verschlukkt wird.

Ros. Dieses Wiederkaüen scheint dem Thier mehr Vergnügen zu machen, als der erste Genuß. Denn erst wenn es, frey von Arbeit und Anstrengung, in Ruhe steht oder liegt, so kaüt es wieder. Unterbricht man diesen behaglichen Zustand dadurch, daß man es erschrekkt oder ihm wehe thut, so hört es sogleich auf zu wiederkaüen. — Bey dieser Gelegenheit will ich eüch auch etwas von der wunderbaren Einrichtung des Ochsenmagens sagen. Dieses Eingeweide hat vier Abtheilungen, weßwegen man gewöhnlich sagt, der Ochs hat einen vier fachen Magen. Die erste Abtheilung heißt Wanst, dahinein fällt das Futter durch den Schlund, sobald es gekaut ist. Diese Abtheilung ist die größte, und der weise Schöpfer hat ihr deßwegen mehr Raum als den übrigen gegeben, weil in ihr das rohe unverarbeitete Futter aufquillt. Diese Abtheilung hat auch die wunderbare Einrichtung, daß aus ihr das darin befindliche Futter wieder in die Höhe gestoßen und dem Thiere, zum zweyten Mahle, zum Kaüen (zum Wiederkaüen) gleichsam dargereicht werden kann. Ist es zum zweyten Mahl gekauet,

so sinkt es durch den Schlund abermahls in den Wanst, wird aber von da aus sogleich in die zweyte Abtheilung, die man die Haube heißt, getrieben. Hier wird es noch zarter und feiner zerrieben und geht dann in den Faltenmagen (auch Buch oder Psalter genannt). Von da aus kommt es endlich in die vierte Abtheilung, die den Namen Lab führt. Um eüch diese Sache recht deütlich zu machen, will ich eüch nächstens zu einem Metzger führen, wenn er gerade einen Ochsen schlachtet. Denn so etwas muß man sehen, wenn man sich durchaus richtige Vorstellungen davon machen will. Uebrigens merkt, daß der Magen eines jeden wiederkaüenden Thieres eben so, wie der Ochsenmagen eingerichtet ist.

Carl. Findet denn die Einrichtung zum Wiederkaüen bey allen Thieren Statt?

Ros. Diese Frage mußt du dir selbst beantworten können, wenn du ein wenig darüber nachdenkst. Hast du denn schon gesehen, daß unser Hund oder unsere Katze wiederkaüete?

Carl. Ich habe freylich nicht besonders darauf Achtung gegeben; indessen dünkt es mich doch, als wenn diese nicht wiederkaüeten.

Ros. Sie thun dieses auch nicht. Nur die grasfressenden Thiere, und diese nicht einmahl alle,

kaüen wieder, namentlich das Kameel, der Hirsch, der Damhirsch, das Rennthier, das Reh, die Gemse, der Steinbokk, die Ziege, das Schaf und das Ochsengeschlecht. — Nun, Fritz, willst du deine Schwester nicht ablösen und fortfahren zu examiniren?

Fritz. Ich will es versuchen, mich aber wohl hüten, es besser zu machen, als ich kann. — Carl, sage mir etwas von dem Körperbau des Ochsen.

Carl. Ja, davon kann ich nichts sagen. Ich weiß wohl, wie ein Ochs aussieht, aber einem Andern ihn beschreiben, das kann ich nicht, wenn ich nicht etwa sagen dürfte, daß er zwey Hörner, zwey lange Ohren, vier Beine, einen langen Schwanz, an dessen Ende Haarbüschel ist, und ein recht dummes Gesicht hat.

Ros. Nun das läßt sich schon hören! Hast du denn nicht bemerkt, daß er weit plumper als das Pferd z. B., und bey weitem nicht so regelmäßig als dieses gebaut ist?

Carl. Das wohl.

Ros. Und hast du nicht gesehen, daß ihm an der Kehle eine schlaffe Haut oft bis zu den Knieen nieder hangt?

Carl. Ey ja! Diese Haut habe ich schon bemerkt.

Fritz. Wer weiß denn, wie diese Haut heißt?

Theodor. Sie heißt Schlauch oder Triel.

Fritz. Die Zunge des Ochsen hat eine besondere Beschaffenheit; wer kann sie angeben?

Amalia. Sie ist sehr rauh, fast wie ein Reibeisen.

Ros. Und so muß sie eingerichtet seyn, damit er sich mit Erfolg lekken kann. Er lekkt sich nämlich an verschiedenen Stellen seines Leibes, wenn es ihn jükkt, und dann ist dieß lekken so viel als das Kratzen bey uns an Stellen, wo es uns jükkt.

Fritz. Wer kann mir die vorzüglichsten Ochsenracen nennen und ihre Eigenheiten angeben?

Theodor. 1.) Die Dänischen und Jütländischen. Diese sind dikkleibig und haben kurze Beine und wenig ausgebogene Hörner. Ihre Farbe ist schwarz und weiß, oder roth und weiß.

2.) Die Polnischen. Diese haben hohe Beine, weit auseinander stehende Hörner und eine blauliche oder fahle Farbe.

3.) Die Schweitzerischen. Diese sind groß, lang und hoch und meist schwarz von Farbe.

4.) Die Ungarischen. Diese haben niedrige Beine, einen dikken und starken Leib und eine weißliche Farbe.

5.) Die Frießländischen. Diese haben niedrige Beine und sind sehr lang, dikk und meist roth von Farbe.

6.) Die Fränkischen. Diese sind hochbeinig, langgestrekkt und meist roth von Farbe.

7.) Die Böhmischen. Diese sind stark untersetzt und schwarz von Farbe.

Fritz. Welche Waffen hat denn der Schöpfer den Ochsen zu ihrer Vertheidigung gegeben?

Carl. Ich denke die Hörner.

Ros. Und dieß sind recht fürchterliche Waffen. Denn da der Ochs in seinem Kopf eine sehr große Kraft hat, so kann er mit diesen Waffen höchst gefährlich werden. Es ist daher ein großes Unglükk von einem wüthenden Ochsen angefallen zu werden, und man hat Beyspiele, daß Menschen von ihnen auf die jämmerlichste Art sind zugerichtet worden. In England rannte ein wüthiger Stier einmahl unter ein Bataillon Soldaten und stieß und trat viele derselben nieder, ehe er mit Bajonettstichen konnte getödtet werden. — Von diesen Waffen ist noch zu merken, daß sie dem jungen Rindvieh im dritten Jahr abfallen, dann wieder wachsen, aber nun nicht wieder abfallen, so lange das Thier lebt.

Fritz. Wer sagt mir, ob das Rindvieh eines langen oder eines kurzen Schlafes bedarf?

Amalia. Nur eines kurzen, und dabey liegt es gemeiniglich auf der linken Seite. Auch ist sein Schlaf nicht fest, denn das geringste Geräusch kann es daraus erwekken.

Fritz. Und wie hoch bringt es sein Alter?

Theodor. Auf fünf und zwanzig bis dreißig Jahre. Indessen ist ein Alter von zwanzig Jahren schon drükkend für dasselbe, und seine ergiebige Nutzung hört schon mit dem zwölften Jahre auf.

Fritz. Woran kann man das Alter des Rindviehes erkennen?

Theodor. Theils an den Zähnen, theils an den Ringen unten am Grunde (an der Wurzel) der Hörner. Es kommt nämlich ein Kalb mit vier kleinen Vorderzähnen, die man Milchzähne nennt, auf die Welt. In vierzehn Tagen erhält es noch zwey andere und bis zu Ende des ersten Vierteljahrs die übrigen zwey. Zu Ende des ersten Jahrs fallen ihm die zwey mittlern aus, und diese werden innerhalb vierzehn Tagen durch zwey neüe ersetzt. Im zweyten Jahre verliert es die zwey folgenden, welche an der Seite der mittlern stehen, und an ihre Stelle treten bald wieder zwey neüe. Im dritten Jahre endlich fallen die vier noch übrigen aus und werden abermahls durch neüe ersetzt, so daß nach Verlauf völliger drey Jahre das Rindvieh seine acht

Vorderzähne, die man auch Schaufeln nennt, eingesetzt, oder wie man auch sagt, eingeschoben hat. Diese Schaufeln sind breiter, länger, nicht mehr so weiß, sind näher beysammen und stehen fester als die Milchzähne. Hätte also ein junges Stükk Rindvieh nur erst die mittlern zwey Schaufeln, so könnte man daraus sehen, daß es ein Jahr alt sey, und hätte es deren vier, so wäre dieß ein Beweis, daß es im zweyten Jahre stehe und wenigstens sechzehn bis siebenzehn Monate alt seyn müsse. Sind alle acht Schaufeln vorhanden, so sieht man daraus, daß das Stükk wenigstens drey Jahr alt ist. Von nun an kann man das Alter nicht mehr nach den Zähnen, sondern muß es nach den Ringen an den Wurzeln der Hörner beurtheilen. Rechnet man nämlich von der Spitze des Horns bis zum ersten Ringe für drey Jahre und dann jeden Strich zwischen den Ringen für ein Jahr, so kann man ungefähr das Alter bestimmen. Doch kann man sich nicht sicher auf dies Kennzeichen verlassen, weil es gar viele Ausnahmen gibt.

Fritz. Wie viel Kälber bringt denn die Kuh auf ein Mahl zur Welt?

Amalia. Nur eins, höchstens zwey.

Fritz. Wie lang gehen sie trächtig?

Theodor. Neün Monate.

Fritz. Welches ist denn die Nahrung des Rindviehes?

Amalia. Gras, Heu, Stroh, zu Häkkerling geschnitten, Erdäpfel, Rüben, Kraut, Trebern, wo diese zu haben sind. Ein vorzügliches gutes und gesundes Futter soll die große Brennnessel seyn, die aber in Deutschland noch nicht dazu gebraucht wird. Besonders sollen die Kühe, wenn sie mit dieser Pflanze gefüttert werden, viele und herrliche Milch und Butter geben.

Fritz. Nun sage mir jedes von euch etwas von dem Nutzen des Rindviehes.

Amalia. O, der ist groß! Wir nehmen beynahe kein Frühstükk, keine Mahlzeit zu uns, wir genießen keinen Bissen Brod, ziehen kein Hemd an, thuen fast keinen Schritt, ohne daß diese Thierart die gerechtesten Ansprüche auf unsern Dank hätte, und schon von uralten Zeiten her war das Rindvieh die Grundlage des natürlichen Reichthums eines Landes und die beste Stütze des Akkerbaues.

Ros. Amalia hat den Nutzen des Rindviehes im Allgemeinen angegeben. Nun gebt ihn aber auch im Einzelnen an.

Theodor. Der Ochs zieht Wagen und Pflug, und gibt uns, wenn er gemästet ist, das herrlichste Fleisch, dessen der Mensch nie überdrüssig wird.

Und die kräftige Suppe, die wir davon machen, ist ja ein herrliches Nahrungsmittel und für Kranke oft ein wahres Labsal. Auch das Kalbfleisch liefert uns herrliche Speisen, wir mögen es nun gebraten oder eingemacht verzehren.

Amalia. Nicht zu beschreiben ist, was uns die Kuh für Nutzen verschafft durch ihre Milch, die ein so gesundes Nahrungsmittel ist, und durch den Butter und Käse, den man daraus verfertigt. Ganze Familien nähren sich fast Jahr aus Jahr ein von dem Ertrag einiger Kühe, und sind dabey glücklich und zufrieden.

Carl. Und der Talg vom Rind, wie unentbehrlich ist er nicht in den Haushaltungen! Denn ohne denselben hätten wir ja keine Talglichter.

Fritz. Und Stiefel, Schuhe und Pantoffel haben wir auch dem Rindvieh zu danken; denn seine Haut gibt ja das Leder dazu.

Amalia. Nicht allein diese Kleidungsstükke, sondern viele andere nützliche Dinge, wie Chaisen-Dekken, vielerley Riemenzeug, Sättel u. d. gl. werden theils aus Rinds- theils aus Kalbleder gemacht. Auch zu Pergament verarbeitet man die Fälle der Kälber.

Theodor. Und aus den Hörnern macht man Röhre zu Tabakspfeifen, Kämme, Dosen, Din-

tenfässer, halbdurchsichtige Blätter, die man statt des Glases zu Laternen braucht, und andere Sachen. Die dabey abfallenden Hornspäne geben einen sehr guten Dünger.

Carl. Aus den Abgängen der Haüte, die zu Leder bereitet werden, wird, glaube ich, ja auch der Tischlerleim gesotten.

Ros. Ganz recht! Und dies ist für den Schreiner ein sehr wichtiges Product, weil er ohne dasselbe viele seiner Arbeiten nicht so leicht und schön verfertigen könnte.

Amalia. Eine Menge niedlicher Drechslersachen, z. B. allerley Büchschen, Fingerhüte, Schraübchen, Knöpfe, Messerhefte haben wir ebenfalls dem Rindvieh zu danken, das dazu in seinen starken Röhrenknochen das Material liefert.

Ros. Wenn die Menschen gern guten Rath annähmen, und nicht allen Neüerungen abgeneigt wären, so könnten die Knochen des Rindviehes auch als Nahrung benutzt werden. Wenn man sie nämlich zu Pulver stößt und auskocht, so geben sie eine herrlichere und nahrhaftere Fleischbrühe als das Fleisch selbst.

Fritz. Nun! weiß niemand mehr etwas Nützliches vom Rindvieh zu rühmen?

Carl. O, ich weiß wohl noch etwas. Es gibt uns ja herrlichen Dünger zur Fruchtbarmachung unserer Felder und Wiesen, und unser Kutscher sagt: der Mist des Rindes ist Goldes werth.

Theodor. Und die Klauen werden zu Messerheften oder Kämmen verbraucht, oder geraspelt als Dünger aufs Feld geführt.

Amalia. Und das Blut braucht man in den Zukkersiedereyen, um den Zukker damit zu reinigen.

Theodor. Und den Magen pflegt man unter dem Namen Kaldaunen zu essen. Die Blase braucht man als Dekke über die Mündung der Arzneygläser; die Gedärme dienen zu Würsten, und das sogenannte englische Pflaster, so wie die Goldschlägerhaütchen werden in England aus dem äußersten Haütchen des Mastdarmes des Rindviehes zubereitet.

Amalia. Und mit den Haaren pflegt man auch allerley Polster auszufüllen.

Theodor. Und der Galle bedient sich der Mahler als Farbe.

Ros. Es freüt mich, daß ihr mir den Nutzen des Rindviehes so ziemlich genau angeben konntet. Ihr werdet nun einsehen, daß uns dieses Thiergeschlecht im Leben und im Tode nützt, und daß bey-

nahe nichts an demselben anzutreffen ist, was der Mensch nicht zu seinem Vortheile verwenden könnte. Diese große Brauchbarkeit ersetzt den Mangel an den geistigen Talenten, die wir am Pferde bewundert haben. — Aber kannst du wohl dein Examen noch weiter fortsetzen?

Fritz. O ja! Sagt mir, welches die Feinde des Rindviehes sind?

Theodor. Äußerlich plagen es die Kuhmilbe, die Kälberlaus, die Stechfliegen, die Mükken, die Ochsenbremsen. Innerlich aber die Bandwürmer, die Blasenwürmer, die Spulwürmer und Egelwürmer.

Amalia. Ich habe auch gelesen, daß die Engerlinge dem Rindviehe viel Beschwerden verursachen. Was sind das für Dinger?

Ros. Die Ochsenbremsen stechen mit ihrem Legestachel ein Loch in die Haut des Rindviehes, und lassen ein Ey in die Wunde fallen. Aus diesem Ey entsteht ein kleines Thier, daß so lange in seinem Geburtsorte lebt, bis die Zeit kommt, wo es sich in eine Bremse verwandeln will. Ist diese da, so frißt es sich eine Oeffnung durch die Haut, kriecht heraus, verpuppt sich in die Erde, und wird darauf eine Bremse. Diese kleinen in der Haut

des Rindviehes lebenden Thiere nun nennt der Landmann Engerlinge.

Welchen Krankheiten ist das Rindvieh unterworfen?

Theodor. 1.) Der Viehseuche, welche zuweilen wie die Pest um sich greift und die Ställe ganzer Länder entvölkert; 2.) der Knotenkrankheit, wobey an verschiedenen Theilen des Leibes große Knoten entstehen, die eine gelbe Feüchtigkeit enthalten. 3.) Dem Zungenkrebs (Mundfaüle), wo sich eine oder mehrere schwarze Blasen an der Zunge erzeügen. 4.) Dem Blähen oder Auflaufen, welches Uebel darinn besteht, daß der erste Magen, wenn die Thiere zu viel jungen Klee fressen, sehr aufgebläht wird. 5.) Der Darmgicht oder Colik. 6.) Dem Blutharnen. 7.) Dem Durchfall. 8.) Der innerlichen Kröte, wo die Thiere plötzlich, wie vom Schlage gerührt, todt niederfallen. 9.) Der Maul- und Fußkrankheit, wo zwischen den Klauen und am Gaumen und Zahnfleische helle Wasserblasen entstehen.

Carl. Kann man denn diese Krankheiten nicht vertreiben?

Ros. Es gibt Mittel dagegen; allein der Landmann ist noch zu sorglos oder zu unverständig, als daß er sie gehörig anwendete, und so kommt es, daß oft ein großes Viehsterben entsteht, das einem Lande

unbeschreiblich nachtheilig ist. Aber nun sage mir, mein lieber Fritz, ob du in deinem Examen weiter fortfahren kannst?

Fritz. Jetzt weiß ich fast nichts mehr zu fragen.

Ros. Als ihr vom Nutzen des Rindviehes sprachet, habt ihr einer unbeschreiblichen Wohlthat, die wir der Kuh noch zu danken haben, nicht erwähnt. Fällt euch wohl ein, was dieß für eine Wohlthat ist?

Theodor. Noch eine Wohlthat, die uns die Kuh erzeigt? Etwa, daß man sie auch zum Ziehen des Wagens und des Pfluges abrichten und gebrauchen kann?

Fritz. O geh! Das wäre, da wir das Pferd und die Ochsen haben, doch keine so große, keine unbeschreibliche Wohlthat.

Theodor. Das ist freylich wahr! Nun was sollte denn das für eine Wohlthat noch seyn?

Amalia. Halt! Nun hab' ichs. Das sind die Kuhpokken, durch deren Einimpfung wir uns vor den Menschenpokken, welches eine der fürchterlichsten Krankheiten seyn soll, schützen können.

Ros. Du hast's getroffen! Nicht tausenden, sondern Millionen von Menschen hat diese Schutzpokkenimpfung, die beynahe schon auf der ganzen

Erden verbreitet ist, das Leben, Gesundheit und Schönheit erhalten.

Carl. Aber wie nach haben wir denn diese Wohlthat der Kuh zu danken?

Ros. In England, Holstein und andern Gegenden erzeugt sich an dem Euter der Kühe bisweilen eine gewisse Art von Blattern. Wenn man nun eine solche Blatter aufsticht, und die wässerige Feuchtigkeit, die herausfließt, nimmt, und sie in eine ganz kleine Wunde, die man einem Menschen macht, bringt, so bekommt er davon innerhalb acht Tagen einige Blattern. Und hat er diese gehabt, so kann er nie mehr von den sehr anstekkenden und äußerst schmerzhaften und gefährlichen Menschenpokken befallen werden. Aus diesem Grunde hat nun in vielen Ländern die Obrigkeit die Einrichtung getroffen, daß alle Jahre die Kinder von einem bestimmten Alter mit diesen Kuhpokken geimpft werden, wie du ja an dir selbst erfahren hast.

Amalia. Nicht wahr, der Englische D. Jenner hat diese schützende Eigenschaft der Kuhblattern zuerst entdekkt und ihre Einimpfung eingeführt?

Ros. Ganz richtig.

Fritz. Wann machte er denn diese Entdekkung?

Ros. Im Jahre 1798.

Fritz. Und welche Belohnung bekam er denn wohl dafür?

Ros. Sein Lohn muß in dem Bewußtseyn bestehen, einer der allergrößten Wohlthäter der Menschheit geworden zu seyn, der durch alle Jahrhunderte hindurch gepriesen zu werden verdient. Indessen erhielt er von der Englischen Nation ein Geschenk von 10,000 Pfund Sterling. Immer noch eine kleine Belohnung für eine so große Wohlthat!

Carl. Ihr habt vorhin von Auerochsen, und Büffel, und von, ich weiß selbst nicht mehr, was für Ochsen gesprochen. Sagt mir doch auch von diesem Rindvieh etwas.

Ros. Wer kann Carls Wißbegierde befriedigen?

Fritz. Das kann ich.

Theodor. Ich könnte es wohl auch.

Ros. Nun so theilt euch in dieses Geschäfte. Fritz mag etwas vom Auerochsen, Theodor vom Büffel erzählen.

Fritz. Auerochs ist so viel als Urochs. Ur hieß aber bey unsern Vorfahren, den alten Deutschen, so viel als Wald. Urochs oder Auerochs ist demnach so viel als Waldochs, so wie Auerhahn so viel als Waldhahn heißt. Der Umstand, daß die-

V.

Der Auerochs.

VII.

Der Büffel.

se Ochsen von jeher und bis auf den heütigen Tag nur in Wäldern angetroffen wurden und werden, gab Veranlassung zu ihrer Benennung.

In alten Zeiten, da unser Deütschland noch nicht angebauet und noch mit ungeheüern, viele Tagreisen langen und breiten Wäldern bedeckt war, fand man dergleichen Ochsen in diesem Land genug. Heüt zu Tage trifft man sie aber nur noch in den großen und dichten Waldungen Polens, Lithauens und Sibiriens an. Du würdest, wenn dir einer begegnete, ganz gewiß den Reißaus nehmen; denn sie haben ein gar gewaltig wildes und grimmiges Ansehen, und übertreffen unsern zahmen Ochsen an Größe bei weitem. Auch haben sie ein haarigeres Genikk, Brust und Schultern als dieser, und sind von Farbe schwarzfahl mit einem mausefahlen Streifen auf dem Rükken. Dieser Ochs, so glaubt man wenigstens — ist nun der Stammvater unsers zahmen Rindviehes, d. h. man hat — in den allerältesten Zeiten aber schon — diesen Ochsen eingefangen und gezähmt, und seine Enkel und Ur-Enkel und Ur-Ur-Enkel u. s. w. haben sich durch den Einfluß der Nahrung und der Witterung in den verschiedenen Ländern, in Ansehung der Größe, der Farbe und des Naturells

so verändert, daß daraus unsere verschiedenen Och-sen-Racen entstanden sind.

Carl. Ey, da ist ja der Auerochs, als Ur-Ur-Ur- u. s. w. Großpapa unserer Ochsen, ein sehr merkwürdiges Thier!

Theodor. Nicht anders. Aber nun höre, was ich vom Büffel weiß.

Der Büffel gehört zu dem Ochsengeschlechte. Sein Vaterland ist eigentlich Asien nnd Nord-afrika; aber schon seit dem siebenten Jahrhundert wird er in der Türkey, in Italien, Ungarn, im Salzburgischen und auch in andern Ge-genden Deütschlands gezogen und zum Ziehen ge-braucht. Unsern gemeinen Ochsen übertrifft er an Größe, Stärke und Schwere sehr. Mit einem Stoße seines Halses z. B. zerquetscht er einen Menschen und in Indien läßt man ihn mit Lö-wen und Tiegern kämpfen. Gewöhnlich wiegt er 1000 Pfund und drüber, wovon die Haut allein 100 Pfund ausmacht.

Was seine Bildung anbelangt, so hat sie viel Aehnlichkeit mit dem Stiere, doch unterscheidet er sich von ihm durch magerere Glieder, durch einen etwas kürzern Leib, einen kleinen Kopf, durch schwarze, zum Theil platt gedrückte, sich einwärts drehende, Hörner, durch einen krausen Haarbü-

schel an der Stirn und durch eine weit geringere Menge Haare an seinem Leibe. Denn manche Theile desselben, z. B. Brust, Kreüz, Bauch und der größere Theil der Beine sind fast ganz kahl. Seine Haare sind steif, wie das Haar an den Seiten der Schweine, so daß man es schon borstenartig nennen kann.

Scheüdumm ist sein Blikk, finster seine Miene, plump und häßlich sein Ansehen. Seinem Naturell nach ist er wild, unbiegsam und leicht in Zorn zu bringen. Der Anblikk der rothen Farbe ist ihm äusserst zu wider, und mit einer Wuth, der nur eine Mauer widerstehen kann, eilt er auf den los, der roth gekleidet vor ihm erscheint, stampft mit den Füßen, wühlt die Erde auf und brüllt ganz entsetzlich. Um ihn zu regieren, legt man ihm, wie dem Bären, einen Ring in die Nase.

Carl. Ja, was soll denn dieser Ring in der Nase helfen?

Theodor. An diesen Ring befestigt man einen Strikk oder Riemen, wie an den Zaum des Pferdes. Will nun der Bursche anfangen wild zu thun, oder zu toben, so zieht man an diesem Strikke, und nun verursacht ihm der Ring in der Na-

se Schmerzen und diese machen ihn nachgiebig und lenksam.

In Ansehung der Unreinlichkeit kann er es wohl mit dem Schweine aufnehmen, und er will gar nicht gern halten, wenn man ihn striegeln oder sonst reinigen will. Indessen geht er gern ins Wasser und er ist ein sehr geschikkter Schwimmer. Ungeachtet der angeführten Untugenden verdient dieses Thier doch allenthalben als Hausthier aufgenommen zu werden, denn zum ziehen, besonders am Pfluge, ist es ganz vortreflich. Gehet die Pflugschaar auch noch so tief, so vermag ein Büffel sie durchzuziehen. Was sechs Pferde kaum von der Stelle bringen, das ziehen zwey Büffel. Uebrigens kann man von diesem Thier fast alles benützen, wie von unserm Ochsen. Aber sein Fleisch wird nicht so geschätzt, wie unser Ochsenfleisch. Dagegen stehet seine Haut in einem desto höhern Werthe. Man macht nämlich daraus herrliches Sohl- und anderes Leder, das man zu Schuhen, Stiefeln, Degengurten, Jagd- und Patrontaschen, insbesondere aber zu Schlaüchen sehr brauchbar findet. Die Büffelinn (Büffelkuh) gibt zwar nicht so viel Milch, wie unsere gewöhnliche Kuh; aber dafür ist sie fetter und enthält drey Mahl mehr Rahm (Sahne, Kern). Butter und Käse, die

man daraus verfertigt, sind sehr gut. Sonderbar ist es, daß man die Büffelinn unter dem Melken kitzelt, um mehr Milch von ihr zu erhalten.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß viele Leute Ringe aus dem Horne und den Klauen des Büffels verfertiget, tragen, um vor Krampf und noch andern Krankheiten gesichert zu seyn.

Carl. Sind sie denn wirklich auch gesichert?

Theodor, Bewahre. Das thun ja die Leüte aus bloßem Aberglauben.

Fünfte Unterhaltung.

Das gemeine Schaf.

Ros. Welches unserer Hausthiere mag wohl in Ansehung seiner Nutzbarkeit unserm Rindvieh am nächsten kommen?

Amalia. Sicherlich das Schaf.

Fritz. Dieser Meinung bin ich auch.

Ros. Lasset doch einmahl hören, was ihr zum Beweise dieser eürer Meinung anführen könnt.

Fritz. Wenn wir den Umstand abrechnen, daß das Schaf nicht so, wie der Ochs, zum Ziehen gebraucht werden kann; so kommt es, denke ich, dem Rindviehe nicht nur gleich, sondern übertrift es wohl noch in manchen Stükken.

Theodor. Sollte deine letztere Behauptung wohl wahr seyn?

Fritz. Gewiß. Denn sieh! Die Haare des Rindviehes können nur zum Ausfüttern von Polstern gebraucht werden; aber die Schafwolle kann man ja auf die manchfaltigste Weise verarbeiten.

Das Schaf.

Die Ziege.

Wie vielerley Arten von Tüchern, Zeügen, Filzhüten, Dekken, Strikkereyen und Stikkereyen, die uns theils nöthig sind, theils uns zum Vergnügen dienen, verfertigt man nicht daraus! Nicht leicht wird man eine Familie antreffen, die gar nichts von Schafwolle an ihrem Leibe trüge, oder unter ihrem Hausgeräthe hätte. Und wie viele Tausende von Menschen gewinnen durch die Verarbeitung der Schafwolle ihren Lebensunterhalt, wie viele, die mit Producten, aus Schafwolle verfertigt, handeln, erwerben sich dadurch große Reichthümer!

Mit Recht wird daher, so scheint es mir wenigstens, in Spanien und England die Schafzucht so sehr begünstigt und als eine ergiebige Quelle des Nationalreichthums angesehen. So gar Herzoge, Grafen und Edelleüte treiben ja in England Schafzucht. Und wie einträglich dieß Geschäft seyn müsse, sieht man daraus, daß der Werth der rohen Wolle in der einzigen Grafschaft Lincoln, die ein zum Theil der Schafzucht sehr günstiges Marschland ist, über fünf Millionen Pfund Sterling beträgt.

Theodor. Wenn man freylich auf den Nutzen und fast allgemeinen Verbrauch der Wolle Rükksicht nimmt; so muß ich deiner Meinung auch

beypflichten, und dem Schafe wirklich den Vorzug vor dem Rindvieh einräumen.

Carl. Wie viel Wolle kann man denn jährlich von einem Schafe gewinnen?

Amalia. Das kommt auf die Größe des Schafes und auf seine Fütterung an. Man kann vier bis sieben Pfund gewinnen, die aber nicht durchaus von einerley Güte ist.

Theodor. Nicht wahr, man unterscheidet drey verschiedene Sorten von Wolle, die ein Schaf liefert?

Ros. Ganz recht! Weißt du nicht auch, wie man diese Sorten benennt?

Theodor. Nicht mehr recht. Eine Sorte heißt, glaube ich, Kernwolle.

Amalia. Dann kommt die Mittelwolle, dann die schlechte.

Carl. An welchem Theile des Schafes wächst denn jede von diesen Sorten?

Amalia. Die erste Sorte gewinnt man vom Rükken und Halse; die zweyte vom Schwanze und von den Schenkeln; die dritte von der Kehle, dem Bauche und den übrigen Theilen des Leibes.

Ros. Wißt ihr denn aber auch, welches die Merkmahle einer guten Wolle sind?

Fritz. Das weiß ich. Eine gute Wolle muß lang, weiß, klar, weich, fest und recht elastisch seyn.

Carl. Was ist denn elastisch?

Ros. Was, wie ein Badeschwamm, sich von selbst wieder auseinander begibt, wenn man es zusammengedrükkt hat, und mit dem Drukke nachläßt. — Weiß denn eins von eüch auch, wie man die Zeit, da man den Schafen die Wolle abnimmt, nennt?

Amalia. Die Zeit der Schafschur.

Carl. Wie oft werden die Schafe im Jahre geschoren?

Fritz. Nur Ein Mahl, und zwar im Junius. Vor der Schur müssen aber die Schafe gewaschen werden, damit die Wolle von Unreinigkeiten frey werde.

Ros. Es gibt wohl auch Landwirthe, welche ihre Schafe zwey Mahl im Jahre scheeren; allein der Vortheil ist geringer, als wenn sie nur Ein Mahl geschoren werden, weil im letztern Falle die Wolle länger und theürer wird. — Aber nun führet mir eüre übrigen Gründe, aus denen ihr das Schaf dem Rindvieh an die Seite setzt, an.

Amalia. Vom Rindvieh kann man alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten nützen, vom Scha-

se desgleichen. Sein Fleisch gibt ein herrliches Nahrungsmittel und nicht leicht wird jemand einen guten Schöpsenbraten verschmähen. Seinen Talg weiß der Seifensieder und Lichterzieher sehr gut zu benützen.

Seine Därme geben die Violin- und Harfensaiten, woraus erhellet, daß wir ohne das Schaf auf das Vergnügen, welches uns ein vollständiges Concert, oder der Tanz gewährt, Verzicht leisten müßten. Andere Eingeweide von ihm, als Lungen, Herz, Nieren werden gegessen. Von den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, und das dabey gewonnene Fett wird zum Einschmieren des Leders, um es geschmeidig zu erhalten, gebraucht. Und der Schafmist ist ein eben so vortrefflicher Dünger als der Rindsmist.

Ros. Auch die Hörner und Klauen geben eine vortreffliche Düngung.

Fritz. Nicht vergessen dürfen wir die Schafmilch, die unter allen Milcharten die nahrhafteste ist, und die daraus verfertigten schmakkhaften Käse.

Amalia. Und auch nicht die Schafpelze, die man aus den, mit der Wolle zubereiteten, Schaffellen macht.

Theodor. Und auch nicht die zubereiteten Lämmerfelle, die ein feines Futter unter die Kleidung geben und noch zu Pelzen, Mützen und Verbrämungen gebraucht werden.

Fritz. Auch der Nutzen der Schafhaut ist von Bedeütung. Denn gegerbt vom Roth- und Weißgerber und vom Pergamentmacher, verarbeitet sie der Schuster, der Beütler, der Buchbinder, der Riemer, der Handschuh- und Spielzeügmacher. Letzterer braucht zur Verfertignng der Kindertrommeln Pergament von Schaffellen.

Ros. Ihr habt nun eüre obige Behauptung, nach welcher ihr das Schaf in Ansehung seines Nutzens dem Rindviehe an die Seite setztet, hinlänglich bewiesen. Jetzt will ich sehen, wer mir etwas von seinem Körperbau sagen kann.

Fritz. Das Schaf, wenn es recht fett und wollenreich ist, kann man mit einem unförmlichen Klumpen vergleichen, aus dem vier trokkene steife Füße, und ein länglicher Kopf mit großen Augen und dürrem und spitzigem Maule und ein bis an die Kniekehle gehender Schwanz hervorragen. Die hohlen, gelblichen, zusammengedrükkten, runzeligen Hörner des Widders biegen sich seitwärts nach hinten, nehmen dann aber ihre Richtung wieder nach unten vorwärts und krümmen sich gegen die

Augen zu. Die Schafmutter hat diese Hörner entweder gar nicht, oder doch kleiner.

Schneidezähne haben diese Thiere auch nur in der untern Kinnlade und zwar an der Zahl acht. Diese Zähne bekommen die Jungen gleich im ersten Jahre, wo sie aber ziemlich klein und spitzig sind. Dann fallen sie ihnen nach und nach aus, und an ihre Stelle treten größere und breitere. Im zweyten Jahre fallen die zweyten mittlern aus, und wenn dafür zwey breitere gewachsen sind, so heißt das Thier ein Zweyschaufler. Im dritten Jahre fallen die beyden Nachbaren, zur Linken und Rechten dieser zwey Schaufeln aus, und wenn diese wieder ersetzt sind, so heißt das Thier Vierschaufler. Im vierten Jahre wird auf die nämliche Art ein Sechsschaufler, daraus, und endlich im fünften Jahre stehen, wie die Schäfer sagen, alle acht Schaufeln da. Aus diesem Wechsel der Zähne kann man wenigstens bis ins sechste Jahr das Alter der Schafe bestimmen.

Carl. Wie alt wird denn überhaupt ein Schaf?

Fritz. Vierzehn Jahre.

Theodor. Nicht zu vergessen ist, wenn vom Körperbau der Schafe gesprochen wird, daß sie

gespaltene Klauen und weit auseinander zur Seite auswärts gekehrt, horizontal, unterwärts geöffnet stehende Ohren, und die Weibchen zwey Euter mit zwey Zitzen haben.

Amalia. Die Farbe dürfen wir in unserer Beschreibung auch nicht vergessen. Diese kann indessen Carl angeben.

Carl. Je nun! ich sehe immer so schmutzige oder blaßgelbweise, braune, schwarze und geflekkte Schafe in der Heerde, die der Schäfer oft da vorbey treibt

Ros. Nun sagt mir doch auch etwas von dem Naturell des Schafes.

Fritz. Das Schaf geräth nie in Zorn oder Wuth oder in eine Gemüthsbewegung und läßt ruhig mit sich machen, was man will. Wenn andere Thiere sich zur Wehre setzen, oder schreien und blökken, oder in tiefe Traurigkeit gerathen, wenn man ihre Jungen wegnimmt; so bleibt die Schafmutter beym Verluste ihres Lammes ganz ruhig. Sie wehrt sich nicht, sie erzürnt sich nicht, sie betrübt sich nicht. Daher sagt man, das Schaf ist wohl unter allen Thieren das leidenschaftloseste und geduldigste. Dieser Eigenschaften wegen hat man es auch zum Sinnbilde der Geduld gemacht. Es ist sehr folgsam und eine ganze Herde folgt ihrem Leithammel,

dem bellenden Hunde und dem pfeifenden Schäfer auf das treulichste nach. Diese schönen Tugenden sind aber gepaart mit außerordentlicher Dummheit, Blödigkeit und Furchtsamkeit. In keiner Verlegenheit wissen diese Thiere sich zu helfen. Sie lassen auf sich regnen und schneyen, ohne ein Obdach zu suchen. Erschrekken sie über etwas, so drängen sie sich dicht zusammen, was ihnen nichts nützen kann. Hören sie das geringste Geräusch, so werden sie schon stutzig. Ist das Geräusch stärker, entsteht ein Knall, blitzt und donnert es um sie her; so stehen sie stille, stampfen mit den Füßen, und fangen alle an davon zu laufen, und blindlings hinzu rennen, wohin es seyn mag. Ja, der Anblikk einer Feuerflamme kann sie so sehr um alle Besinnung bringen, daß sie sich in der Dunkelheit hineinstürzen. Ob diese Furchtsamkeit gegründet ist auf das Gefühl ihrer Schwäche, weiß ich freylich nicht. Daß sie aber äußerst schwach sind, liegt am Tage. Schon ein kurzer Weg fällt ihnen beschwerlich, eine größere Reise aber erschöpft ihre Kräfte gänzlich. Ihr Herz pocht ihnen, noch ehe sie anfangen zu laufen und gleich sind sie außer Athem. Ihre Hörner brauchen sie eben so selten zum Stoßen, als ihre schwachen Füße, um nach ihren Beleidigern auszuschlagen.

Amalia. Einen Umstand, den du bey der Schilderung des Naturells der Schafe noch hättest anführen sollen, hast du vergessen.

Fritz. Was wäre denn dieß für ein Umstand? Ich habe mich doch recht besonnen auf alles, was ich darüber gelesen und an unsern Schafen beobachtet habe.

Amalia. Das ist der Umstand, daß ihnen sowohl das Licht, als die Musik besonders angenehm zu seyn scheint. Wenigstens sagen die Schäfer, daß sie am besten und ruhigsten weideten, wenn ihnen auf der Schalmey eine Tafelmusik gemacht würde, und daß sie ihr Morgen- und Abendlied in der Heerde mit der größten Aufmerksamkeit anhörten.

Ros. Wer weiß denn, womit man die Schafe zu füttern pflegt?

Theodor. Das weiß ich. Im Sommer treibt man sie auf die Weide und läßt sie da fressen, was sie finden. Wo man sie aber nicht austreibt, füttert man sie mit Klee. Im Winter legt man ihnen Heu, getrokkneten Klee, Gersten- und Haferstroh, und getrokknetes Laub von Pappeln, Weiden, Ahorn, Ulmen, Erlen, Eschen vor. Und um sie vor Krankheiten zu bewahren, gibt man ihnen öfters Salz zu lekken. Zum Saufen muß man

ihnen reines Fluß- oder Quellwasser vorsetzen, oder sie dahin führen, wo sie dieß haben können. Merkwürdig ist, daß die Schafe bey dürrer Witterung den Gänsekoth mit einer außerordentlichen Begierde fressen. Sollten sie wohl zu einer solchen Zeit (denn bey feuchter Witterung thun sie es nicht) etwas Angenehmes und Gesundes in diesem Nahrungsmittel finden?

Ros. Fast scheint es so, weil ihnen der Schöpfer den Trieb zu diesem Nahrungsmittel gegeben hat. — Aber nun sagt mir, wie das Männchen unter den Schafen heißt?

Fritz. Widder, auch Schafbokk.

Ros. Und wie viel Junge bringt ein Schaf immer zur Welt?

Theodor Gewöhnlich nur eins, selten zwey.

Ros. Wie lang geht das Weibchen trächtig?

Fritz. 21 bis 22 Wochen.

Ros. Und wie oft lammet (lämmert) ein Schaf im Jahre?

Fritz. Bey guter Fütterung geschieht das jährlich zwey Mahl.

Carl. Was heißt denn Lammen?

Ros. So viel als ein Lamm (junges Schaf) zur Welt bringen, so wie kälbern so viel ist, als ein Kalb, und Fohlen so viel, als ein Fohlen oder

Füllen zur Welt bringen. Von Schafen sagt man daher: sie lammen; von Kühen: sie kälbern; von Pferde- und Eselsstuten: sie fohlen, wenn sie ihre Jungen gebähren. — Könnt ihr mir wohl auch einige Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, nennen?

Fritz. Ich kann dieses. 1.) Die Lungen- und Leberfaule; 2.) Die Seuche; 3.) Die Maulsucht; 4.) Die Pokken, 5.) Das Drehen; 6.) die Raude; 7.) Der Durchfall; 8.) die Gelbsucht.

Ros. Aber nun sage mir auch, worin jede dieser Krankheiten besteht.

Fritz. Bey der Lungen- und Leberfaule werden diese Theile anbrüchig, welche Krankheit entsteht, wenn man die Schafe auf nasse Wiesen treibt oder wenn sie bey kalter Witterung bethautes oder bereiftes Futter genießen. Bey der Seuche sind die kleinen Gedärme angegriffen. Diese Krankheit raft ganze Herden weg.

Bey der Maulseuche bekommen die Schafe einen geschwollenen Kopf, dikke Lippen und Ohren. Bey den Pokken bekommen die Thiere ein häßliches Ansehen, die Köpfe werden besonders dikk und über und über mit Blattern besäet. Diese Krankheit ist anstekkend.

Beym Drehen, welches Uebel auch die Ringkrankheit, Kriesel, Dossell genannt wird, halten sie den Kopf seitwärts und drehen sich dabey immer in einem Kreise herum, knirschen mit den Zähnen und stürzen endlich todt hin. Diese Krankheit entsteht von gewissen Würmern, die in kleinen Wasserblasen im Gehirne sich aufhalten, und dem Thiere sehr große Schmerzen verursachen.

Bey der Raüde entstehen Bläschen auf der Haut, die die Schafe aufbeißen oder aufkratzen, worauf denn Grinde sich erzeügen. Diese Krankheit ist ansteckend, woher das Sprichwort kommt: ein raüdiges Schaf macht die ganze Herde raüdig.

Bey der Gelbsucht bekommen sie gelbe Augäpfel und eine gelbe Haut. Diese Krankheit ist sehr gefährlich, sie reibt die Thiere gewöhnlich in drey Tagen auf.

Ros. Ein so nützliches geduldiges, leidenschaftloses und unschädliches Thier, wie das Schaf ist, sollte freylich wohl keine Feinde haben. Indessen ist es von dem allgemeinen Gesetze, welches jedem Thier gewisse Feinde zuweiset, nicht ausgenommen. Ich kann daher auch nach den Feinden des Schafes fragen, und ihr werdet sie angeben können.

Carl. Das kann ich. In meinem Fabelbuche steht so oft, daß der Wolf den armen Schafen und

Lämmern nachstellt und sie würgt und frißt, wo er sie erwischen kann.

Ros. In Ländern oder Gegenden, wo die Wölfe noch nicht ausgerottet sind, sind diese Thiere freylich die allergefährlichsten Feinde der Schafe, und dieser Umstand hat den Dichtern Veranlassung gegeben, allerley Fabeln, wo ein Wolf und Schafe oder Lämmer als handelnde Personen vorgestellt werden, aus zu denken. Außer diesem Hauptfeinde haben aber die Schafe noch viele andere. Wer nennt sie?

Fritz. Ich. In der Leber der Schafe entstehen bald Blasenwürmer, bald Schafegel, welche letztere platte, braune Würmer sind, die den Schafen oft einen langsamen Tod verursachen. Der Afterkriecher und die Schafbremse, zwey fliegende Insekten-Arten, legen ihre Eyer den Schafen in die Nasenlöcher, und die daraus entstehenden Maden sind ihnen sehr beschwerlich. Nicht minder sind es ihnen die Schafzekken, und die Schafmilben, die sich auf der Haut aufhalten.

Auch werden sie von den Ochsenbremsen, die ihnen das Blut auf eine schmerzhafte Art aussaugen, stark verfolgt.

Amalia. Mir thut es Leid, daß ein so nützliches, geduldiges, unschuldiges und Andern durch-

aus kein Leid zufügendes Thier, so viele Feinde hat, da es eigentlich gar keinen haben sollte.

Ros. Vergiß nicht die Fabel vom Kürbiß, und beherzige ihren Schluß.

Carl. Diese Fabel kann ich auswendig. Darf ich sie hersagen?

Ros. Sage mir nur ihren Anfang und die Schlußworte her.

Carl. Sie fängt also an: Sohn, mit Weisheit und Verstand ordnete des Schöpfers Hand alle Dinge. Und ihr Schluß heißt: o wie dumm hab ich gedacht! Gott hat alles wohl gemacht.

Ros. Nun sagt mir doch noch, welches unter den Europäischen Schafen die vorzüglichsten Racen sind?

Fritz. Die Spanischen, welche die feinste, und die Englischen, welche die meiste Wolle geben.

Carl. Wie viel gibt denn ein Englisches Schaf Wolle?

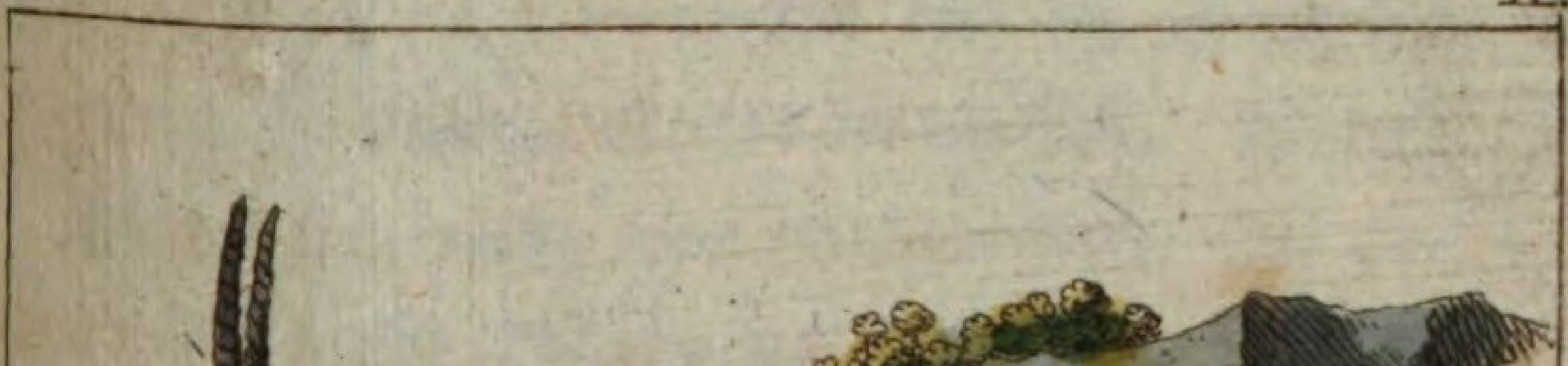
Fritz. Wohl 6—9 Pfund.

Theodor. Sollte man denn nicht Schafe aus Spanien und England kommen lassen, so wie man Kühe aus der Schweitz kommen läßt, um nach und nach unsere Schafzucht zu verbessern?

IX.

Der Bokk.

X.



Die Angorische Ziege.

Ros. Das hat man schon gethan. Verschiedene große Herren in Deütschland haben Schäfereyen, auf denen sich Spanische Schafe befinden, und von wo aus sich veredelte Schafe mit feiner Wolle immer weiter verbreiten.

Sechste Unterhaltung.

Die Hausziege.

Ros. Heüte wollen wir die Ziege zum Gegenstande unseres Gesprächs machen. Wer von eüch getraut sich wohl eine Beschreibung von dem Körperbau dieses Thieres zu liefern?

Fritz. Wenn du mir erlaubst diese theils geschnitzten, theils gemahlten Figuren hier, dabey mit anzusehen; so will ich es versuchen.

Ros. Diese Erlaubniß sollst du haben. Hier ist der Bokk (das Männchen), hier die Ziege (das Weibchen).

Fritz. Der Bursche da, der Ziegenbokk, hat ein ziemlich wildes Ansehen, welches wohl daher kommen mag, daß er über und über mit langen Haaren bewachsen ist, die sich auf dem Rükken scheiteln. Seine —

Carl. Halt! Sage mir erst, was das heißt: die Haare scheiteln sich.

Fritz. Je nun! das heißt die Haare theilen oder legen sich auf zwey Seiten.

Carl. Gut! gut! Jetzt kannst du weiter fortfahren.

Fritz. Seine sonderbaren großen Augen mit einem ovalen, gelben Augapfel und einer ekkigen Pupille sehen einen recht tükkisch an. Seine Hörner sind runzelig, rükkwärts gekrümmt, an den Seiten zusammengedrükkt, an der Wurzel breit, an den auswärts gebogenen Enden spitzig zulaufend. Diese Hörner sind bis kurz vor der Spitze hohl und machen die Scheide eines saftigen Knorpels aus, welcher in denselben in die Höhe steigt.

Ros. Sind denn alle Bökke und Ziegen mit diesen Waffen versehen?

Fritz. Nicht alle; denn es gibt auch ganz ungehörnte Thiere dieser Art. — Dieser Bursch hier hat vor dem Halse einen langen Bart.

Ros. Findet man wohl diesen Bart bey allen Bökken und Ziegen?

Fritz. Nein, nur bey den meisten. Statt dieses Bartes findet man aber auch oft nur zwey Verlängerungen der Haut, die man Glökkchen oder Zäpfchen nennt, und die wohl bis drey Zoll

lang sind. Der Schwanz ist kurz und unten glatt. Die Beine sind dikk und in zwey Klauen, die weiß sind, gespalten. Auch diese Thierart hat in der obern Kinnlade keine Schneidezähne, in der untern aber hat sie deren acht, die in eben derselben Zeit und in eben derselben Ordnung mit neüen verwechselt werden, wie bei den Schafen, so daß man ihr Alter bis ins sechste Jahr auch nach den Zähnen bestimmen kann. Später hin aber wird es, wie bey den Kühen, nach den Knoten in den Hörnern bestimmt.

Carl. Wie alt werden denn die Ziegen überhaupt?

Fritz. Etwa zwölf Jahre, wiewohl Manche glauben, daß sie wohl ein Alter von dreißig Jahren erreichen können. — Nun hast du mich aber in meiner Beschreibung unterbrochen. Was wollte ich denn nur noch anführen?

Theodor. Vom Haare hast du noch nichts gesagt.

Fritz. Richtig! Nun also davon! auf der Haut ist der Bokk dicht mit weißer Wolle bedekkt, und über diese legt sich dann das fünf Zoll lange Haar. Dieses ist am längsten an den Hinterschenkeln; Hals Kopf und Schwanz sind mit kurzen steifen Haaren besetzt. Die Farbe ist weiß, schwarz, lichtgelb,

gefleckt. Diejenigen, welche lichtgelb, oder erbsengelb sind, und einen schwarzen Streifen über den Rükken haben, werden für schön gehalten.

Jetzt glaube ich, so ziemlich die äußerlichen Merkmahle des Ziegenbokkes angegeben zu haben. Vergleichen wir damit die Ziege, so finden wir folgende Unterschiede: die Ziege hat einen längern und glättern Kopf, einen längern und schmälern Hals, einen längern Leib, kürzere, weniger gebogene Hörner, kürzere und feinere Haare als der Bokk. — An ihren Eütern hat sie zwey Zitzen oder Streichen.

Ros. Nun soll Theodor das Naturell der Ziege beschreiben.

Theodor. Frey von der Dummheit und Einfalt des Schafes übertrifft die Ziege dieses an Stärke, Flüchtigkeit und Muth. Vorwitziger als sie ist nicht leicht ein Thier. Daher entfernt sie sich auch oft von der Heerde, begafft alles und macht es sehr mühsam, sie zu hüten, welcher Umstand einen Dichter Veranlassung zu einer artigen Erzählung gegeben hat.

Carl. O diese möcht ich hören; erzähle sie mir.

Ros. Jetzt wollen wir Theodorn in seinem Geschäfte nicht unterbrechen; aber am Ende unserer Unterhaltung will ich dir sie zu lesen geben. *) Nun weiter im Texte!

Theodor. Auf Bergen und Hügeln herum zu streifen und da zu weiden ist ihr die liebste Lebensweise. Blitz, Donnerschläge und Regen machen bey ihr gar nichts aus und bringen sie nicht aus der Fassung; aber die Kälte kann sie nicht vertragen, denn sie ist etwas weichlich und zärtlich. Den ungebahnten Weg wird sie immer dem gebahnten, das Klettern an schroffen Felsen dem Wandeln auf der ebenen Erde vorziehen, und lieber über die Hekken springen, als einen ordentlichen Eingang suchen. Sie ist mit einem Worte — so habe ich gelesen — ein treues Bild der jugendlichen Flatterhaftigkeit und des, diesem Alter eigenen, Muthwillens. Jetzt geht sie, dann steht sie plötzlich wieder stille; jetzt hüpft sie froh, und einen Augenblikk darauf scheint sie sehr ernsthaft; jetzt wandelt sie die Laune an, sich uns schmeichelnd zu nähern, und gleich dar-

*) Es ist hier die Legende: Sct. Petrus und die Geiß gemeint, die man auch findet in dem bey Palm und Enke 1818 herausgekommenen Erzähler.

auf springt sie mekkernd wieder weiter. Heüte begleitet sie ihren Versorger allenthalben hin, wohin er geht, und morgen flieht sie ihn von weiten. Bald ist sie sehr biegsam, und bald wieder im höchsten Grade störrig. Heüte geht sie ihrem Feinde muthig und kampflustig entgegen, und morgen bebt sie scheü vor ihm zurükk. Jetzt springt sie muthwillig herum, schlägt vorn und hinten aus; und auf einmahl steht sie still da, wie vom Bliz gerührt, und sieht starr vor sich hin. Ein Einfall scheint bey ihr den andern zu jagen; ehe einer ausgeführt ist, hat sie schon wieder einen andern. Ueberhaupt scheint sie aber dem Menschen von Natur zugethan zu seyn, und soll auch in öden Gegenden keine merkliche Wildheit annehmen. Wenigstens fanden die Engländer 1698 auf der Insel Bonavista eine Menge wild lebender Ziegenbökke, die sich von ihnen gern fangen ließen. Auch ist die Ziege sehr gern um Pferde und nährt sich von ihrem abfallenden Futter, und auch diese mögen sie um sich leiden. Will sie ihre Leidenschaft ausdrükken, so mekkert und schreit sie.

Fritz. Du hast in deiner Schilderung vergessen, daß diese Thiere, besonders die Bökke, streitsüchtig sind, und daß leztere bisweilen hart an einan-

der gerathen und wohl auch bisweilen Menschen mit ihren übermüthigen Stößen anfallen.

Carl. Mir macht es immer viel Spaß, wenn ich ein paar Böcke mit einander kämpfen sehe. Da stellen sie sich auf ihre Hinterfüße und hutzen ihre harten Schädel an einander.

Das Ding sieht gar zu poßierlich aus. Auch sehe ich gern zu, wenn die Jungen ihre lebhaften und poßierlichen Sprünge machen.

Ros. Wer kann mir denn sagen, was die Ziegen gern fressen?

Friz. Das kann ich. Laub von Birken und Brombeerstauden, Baumrinden, Kohl, Rüben, Linsen, Roßkastanien, und allerley Bergkraüter fressen sie sehr gern. Auch kann man sie an das Kleefutter gewöhnen. Doch lieben sie in ihrer Nahrung die Abwechslung. Im Winter erhält man sie mit Heu von dürren Bergwiesen und mit getrokknetem Laube. Ihr Getränk, das sie täglich zwey Mahl verlangen, würzt man ihnen mit Kleyen, Leinkuchen, und zuweilen mit Salz. Will man sie mästen, so gibt man ihnen Erdäpfel, Kohlrüben, weiße und gelbe Rüben und Hafer.

Ros. Weißt du aber auch, welche Kraüter ihnen sehr schädlich, ja ein wahres Gift sind?

Fritz. Das Flöhkraut, und die Blätter und Frucht (Pfaffenhütlein) vom Spindelbaum. Dagegen können sie aber Schierling, der uns Gift ist, fressen, ohne daß er ihnen schädlich wäre.

Ros. Wie viel Junge (Zikkelchen) bringt denn immer die Geiß?

Fritz. Eins oder zwey, selten drey oder vier.

Ros. Und wie lang geht sie trächtig?

Fritz. 21 — 22 Wochen.

Carl. Wie sagt man denn von der Geiß, wenn sie Junge bringt?

Ros. Man sagt: sie lammt oder hippelt. Nun soll Amalia den Versuch machen, uns über den Nutzen der Ziege zu belehren.

Amalia. Der vorzüglichste Nutzen, um dessen willen man sie in unsern Gegenden auch hauptsächlich hält, besteht in ihrer Milch. Diese ist nicht nur sehr gesund und leichter als die Kuhmilch zu verdauen; sondern sie ist auch, weil sich die Ziege immer die besten Kraüter zu ihrer Nahrung aussucht, kränklichen Personen sehr zu empfehlen und man gibt ihr den Rang gleich nach der Eselsmilch. Man hat sogar schon den Versuch gemacht, eine Ziege, deren Milch man zur Kur brauchen wollte, mit einem oder etlichen Kräutern zu füttern, welche gegen die Krankheit, die man heilen wollte, vorzügliche

Kräfte haben, und siehe da! die Folgen dieses Verfahrens haben den Erwartungen entsprochen. Weiter hat man durch Versuche entdekkt, daß sie allerley zu Pulver gestoßene Arzneyen, wenn solche erstlich in geringer, dann immer in größerer Menge und mit Küchensalz vermischt, unter ihr Futter gethan worden sind, ohne Widerwillen mit verzehrt haben, und daß ihre Milch dadurch die gelaüterten Kräfte der Arzney bekommen hat.

Fritz. Demnach wäre die Ziege eine uns von der Natur gegebene Apotheke, in welcher die Arzneyen besser zubereitet werden, als in manchem Laboratorium.

Carl. Was ist denn das wieder für ein Ding?

Fritz. Das ist eine Art von Küche mit verschiedenen Kesseln und allerley andern Vorrichtungen, in welcher die Apotheker viele ihrer Arzneyen bereiten.

Amalia. Die Ziegenmilch wird nicht nur als solche benützt, sondern man verfertigt auch aus ihr Käse, die von vielen Menschen sehr gerne, ja wohl oft als Lekkerbissen gegessen werden. Besonders berühmt sind die Ricottakäse, die in Italien aus Schaf- und Ziegenmilch verfertiget und weit und breit verführt werden.

Einen zweyten Hauptnutzen, den wohl manche für den ersten halten, gewähren uns die Ziegen durch ihre Felle, die einen sehr bedeutenden Handelsartikel abgeben. Man verfertigt daraus vortrefflichen Corduan verschiedener Art, Saffian, Pergament, eine Art Jufften, Chagrain und gewöhnliches, vom Weißgerber zubereitetes, Leder, woraus man Handschuhe und Beinkleider macht. Besonders geschätzt ist das Bokkleder. Die schönen, weiß glasirten Erlanger Handschuhe werden aus den Fellen junger Ziegen gemacht. Wenn man vom Ziegenfelle die obere Haut zieht und gehörig zubereitet, so bekommt man ein äußerst feines Leder, welches die Franzosen Hühnerleder nennen und woraus sie Sommerhandschuhe und Fächer für Damen bereiten. Man läßt dieß Leder entweder weiß, oder färbt es blau, grün, roth, oder violet.

Carl. In Nürnberg habe ich schon oft gesehen, daß die Weißgerbers-Taglöhner ganze Körbe voll Haare im Flusse auswaschen. Auf meine Erkundigung sagten sie mir, es seyen Ziegenhaare. Sagt, was macht man denn mit diesen Haaren?

Amalia. Diese werden, wenn sie kurz und fein genug sind, von Hutmachern mit andern Haa-

ren vermengt und zu Hüten benutzt. Ohne Vermengung mit andern werden sie zu Strikken, Bürsten und Pinseln gebraucht. Aus den langen macht man Perükken und Salleisten an den Tüchern. Lange und kurze unter einander werden auch gesponnen und zu Teppichen verwebt, und zu Sokken und Strümpfen verstrikkt.

Carl. Nicht wahr, das Ziegenfleisch kann man auch essen?

Amalia. Das kann man. Doch ist nur das Fleisch der Jungen (Zikkelchen), so lange sie noch an der Mutter saugen, zart und von gutem Geschmakke. Das Fleisch der Ziege ist schon weniger gut; das Bokksfleisch aber ist unschmakkhaft. Hingegen ist der Talg, dessen eine gemästete Ziege oft zehn Pfund liefert, sehr geschätzt und gesucht. Denn die Gerber brauchen ihn zur Zubereitung des Leders und die Lichterzieher zur Verfertigung guter, harter Lichter. Auch wird er als Arzney gebraucht und für sehr heilend, besonders wenn man sich wund geritten hat, gehalten.

Carl. Kann man denn wohl auch die Hörner der Ziegen benützen?

Amalia. Das soll ich denken. In Arabien macht man einen Gebrauch davon, den du wohl schwerlich errathen wirst.

Carl. Nun?

Amalia. Man bedient sich dort der abgesägten Ziegenhörner statt der Schröpfköpfe. Bey uns aber verarbeitet sie der Drechsler, wie anderes Horn.

Carl. Daß der Ziegenmist auch nützlich seyn werde, vermuthe ich, weil ich schon gesehen habe, daß ihn die Leüte auf ihre Aekker führen. Und somit setze ich die Ziege mit unter die Thiere, womit der gütige Gott den Menschen ein dankenswerthes Geschenk gemacht hat. Aber nun werdet ihr doch auch hören lassen, welches ihre Feinde und ihre Krankheiten sind? Nicht wahr?

Fritz. Der Wolf stellt den Ziegen, wie den Schafen, nach.

Carl. Ach ja! Das weiß ich aus einer Fabel in meinem Fabelbuche, wo der Wolf die Stimme einer alten Ziege nachgemacht hat, damit ihm die Zikkelchen die Thür öffnen möchten. Die jungen Dinger waren aber klug und haben es nicht gethan.

Ros. Sie haben den Rath und die Warnung der Mutter befolgt. Möchten das alle Kinder, die noch jung und unerfahren sind, so machen!

Fritz. Ferner werden die Ziegen äußerlich noch von gewissen Milben, die sich auf der Haut auf-

halten, innerlich aber von Blasenwürmern und Madenwürmern, die ihnen oft Krankheiten verursachen, geplagt. Daß ihnen aber ein gewisser Vogel, genannt Ziegensauger oder Geißmelker, die Milch aus dem Eüter saugen soll, ist eine lächerliche Fabel, da ja der Schnabel eines Vogels gar nicht zum Saugen eingerichtet ist.

Krankheiten sind die Ziegen weniger unterworfen, als die Schafe. Indessen können sie von allzufetten Kraütern den Durchfall und die Ruhr bekommen. Auch sind sie der Drehkrankheit (dem Schwindel) ausgesetzt, der bey ihnen von derselben Ursache, wie bey den Schafen herrüht.

Carl. Hier habe ich ein Bild von einem Thiere, das fast wie eine Ziege aussieht, und unten steht: Capra Hircus Angorensis, la chêvre d'Angora. Was heißt denn das?

Fritz. Das erste ist die lateinische, das zweyte die französische Benennung dieses Thiers, das im Deütschen Angorische Ziege heißt.

Carl. Ist dieses auch ein Hausthier?

Fritz. Allerdings, nur ist es bey uns nicht einheimisch.

Carl. Wo denn?

Fritz. In der Gegend von Angora, einer Stadt in Kleinasien.

Carl. Kannst du mir denn nichts von diesem Thiere erzählen?

Fritz. O ja! Daß es zu dem Ziegengeschlechte gehört, siehst du schon aus seiner ganzen Gestalt. Sonst heist dieß Thier auch Seidenziege, Kämelziege und das Männchen Seidenbokk. Es gibt das schöne, glänzende, seidenartige Haar, woraus man das sogenannte Kameelgarn, das eigentlich Kämelgarn heißen sollte, die schönen Brüßler Kamelotte und andere Zeüge verfertigt. Diese Thiere sind schwarz, grau, weiß und haben zuweilen Haare, die wohl einen Fuß lang sind und der Seide wenig nachgeben. Sie hängen in schönen, langen, feinen Lokken an der Seiten hinab. In Angora und in Begbesar, welche zwey Städte eine Tagreise weit von einander entfernt liegen, wendet man die größte Sorgfalt auf die Behandlung dieser Thiere, weßwegen man dort auch das schönste Haar bekommt. Diesem Erzeügnisse haben die meisten Einwohner von Angora ihren Wohlstand zu danken. Diese Thiere werden aber nicht etwa geschoren, wie die Schafe, sondern man nimmt ihnen ihre längern Haare durch Kämmen und Rupfen. Durchs Scheeren würden diese borstiger und

gröber werden. Warum gerade in der Gegend von Angora die Haare dieser Ziege so fein werden, weiß man nicht zu sagen. Uebrigens kann man außer dem feinen Haare noch alles, wie bey unserer Hausziege, von der Angorischen Ziege benützen. Schade, daß man sich nicht mehr, als bis jetzt geschehen ist, bemühet, diese Ziegenart nach dem Beyspiele der Engländer, Holländer, Schweden u. a. auch bey uns einheimisch zu machen, da sie unser Clima vertragen und mit eben der Wohnung und Nahrung, wie unsere Hausziegen, vorlieb nehmen.

Siebente Unterhaltung.

Das Schwein.

Ros. Das ekkelhafteste und widerlichste Thier dessen Nähe man, wenn es anders nicht gerade aus dem Bade kommt, flieht, und das gleichwohl unter die wohlthätigsten und geschäztesten Geschöpfe gehört, ist — ?

Carl. Das Schwein.

Ros. Welches ist wohl das merkwürdigste Glied dieses Thieres?

Fritz. Ohne Zweifel der Rüssel. Denn mit diesem Gliede kann es die Erde, wie mit einer Pflugschaar aufreißen und umwühlen, wenn sie auch mit dem festesten Rasen bedekkt ist.

Ros. Dieser Rüssel, der abgestumpft, lang und beweglich ist, zeichnet das Schwein vor den übrigen Saugthieren sehr aus, und ist ein wesentliches Merkmahl des Schweinegeschlechts. Nun betrachtet hier diesen skeletirten Schweinskopf und

XI.

Das Schwein.

XII.

Der Budel.

saget mir, was ihr in Ansehung der Zähne daran bemerket.

Theodor. In der obern Kinnlade stehen vier, einander zugekehrte, in der untern aber sechs hervorstehende Vorderzähne. Jede dieser Kinnladen hat auf jeder Seite einen Ekkzahn. Die beyden obern sind kürzer, die beyden untern aber stehen hervor.

Ros. Beym Eber (dem Männchen) sind diese Zähne, die man auch Hauer, Hauzähne nennt, weit größer als bei der Sau (dem Weibchen), und ragen oft weit hervor. Sie sind beyden Geschlechtern eine Waffe, die wohl zu fürchten ist, denn sie können, insbesondere der Eber, gefährlich damit verwunden.

Theodor. Der Ekke- oder Stokkzähne sehe ich auf jeder Seite einer jeden Kinnlade 7, also zusammen 28.

Ros. Merkwürdig ist, daß die Schweine nicht wie das Schaf und andere zahmen Säugethiere, die ersten Zähne (Milchzähne) verlieren und durch andere ersetzen; sondern, daß diese immer fortwachsen, weßwegen die Waffenzähne (Hauer) oft eine bedeútende Größe erhalten, woraus man auch auf das Alter der Thiere schließen kann. Auch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß in der un-

ne, dunkelbraune, schwarze, gefleckte, ja selbst artig bandirte.

Ros. Welcher Sinn ist bey dem Schweine der schärfste?

Theodor. Der Geruch.

Ros. Warum mag wohl der Schöpfer gerade diesem Sinne eine solche Schärfe gegeben haben?

Fritz. Wahrscheinlich deßwegen, damit sie ihrer Nahrung, die oft in der Erde verborgen liegt, leicht nachspüren können.

Ros. Und was ist denn ihre Nahrung?

Fritz. Sie fressen fast alles, was ihnen vor das Maul kommt, es sey so unrein und ekkelhaft als es wolle, todte Thiere, Koth, Obst, Körner, Eicheln, Buchekkern, Kraüter, Wurzeln, Engerlinge (die Larven der Maykäfer), Regenwürmer, Feldmaüse, junge Hühner, Gänse und Enten, ja ihre Gefräßigkeit ist so groß, daß sie oft ihre eignen Jungen verzehren. Auch hat man Beyspiele, daß sie kleine Kinder ganz oder zum Theil aufgefressen haben.

Ros. Dieser Umstand sollte von allen Aeltern, besonders von denen auf dem Lande, wohl beherzigt werden, damit sie ihre kleinen Kinder nie aus der Acht ließen und sie nie der Gefahr aussetzten, auf eine so jämmerliche Weise, wie die ist,

von einem Thier lebendig gefressen zu werden, ums Leben zu kommen. — Nun werdet ihr mir auch sagen können, warum der Schöpfer dem Schweine einen so künstlichen Rüssel gegeben hat?

Carl. Gewiß deßwegen, damit es die Wurzeln und die andern Dinge, die zu seiner Nahrung dienen, aber in der Erde verborgen liegen, hervorwühlen könne.

Ros. Deine Vermuthung ist ganz richtig, und wir haben hier ein Beyspiel von der anbetenswürdigen Weisheit des Schöpfers, welche jedem Thiere gerade die Werkzeuge gegeben hat, die zu seiner Lebensweise, zu seiner Erhaltung, zu seiner Vertheidigung die passendsten sind. — Amalia, nun sage mir, was man den Schweinen, die man mästen will, zu fressen gibt, um sie bald fett und ihr Fleisch wohlschmekkend zu machen?

Amalia. Diesen gibt man Abfälle von Mehl, geschrotenes Getreide, Trebern, Spülich, gekochte Möhren, Kürbisse, Rüben, Kartoffeln. Den besten und wohlschmekkendsten Spekk gibt die Kornmast, wenn dieses Getreide mit gutem Wasser oder mit Molken erweicht wird. Bey einer guten Mast nun werden diese Thiere in kurzer Zeit sehr fett und man hat Beyspiele von gemästeten Schweinen, die 6—7 Centner wogen, und wo der Spekk

Bayerische Staatsbibliothek München

so dikk war, daß Mäuse sich Löcher hineingefressen und darin genistet haben. So soll in Ludwigsburg 1775 ein 2¼ jähriges Schwein geschlachtet worden seyn, das 884 Pfund wog. Diejenigen, welche Schweine mästen, haben übrigens darauf zu sehen, daß weder Bilsenkraut, noch Pfefferkörner unter ihr Futter kommen; denn beydes ist Gift für diese Thiere. Auch zu heiße und zu sehr gesalzene Brühe, z. B. von Fischen ist ihnen tödtlich.

Ros. Wie steht es denn um die geistigen Fähigkeiten des Schweines?

Fritz. Daran scheint es eben keinen großen Ueberfluß zu haben, und man behauptet, es sey unmöglich, es zu etwas abzurichten, wozu einige Aufmerksamkeit und Klugheit gehört, und somit weist man dem Schweine seinen Platz unter den dummen Thieren an.

Amalia. Ob man dadurch dem armen Thiere nicht zu nahe trete und ihm Unrecht thut, ist doch wohl die Frage. Wenigstens habe ich eine Geschichte gelesen, die deiner oder vielmehr der allgemeinen Behauptung zu widersprechen scheint.

Carl. O erzähle diese Geschichte.

Amalia. Friedrich der Große, König von Preußen (gestorben 1786), hatte einen General,

welcher bisweilen in eine Geistesabwesenheit verfiel, welches Umstandes wegen er in Ruhestand versetzt wurde. Dieser General nun kam, wenn er bey sich war, auf die sonderbare und närrische Grille, Schweine wie Soldaten abzurichten und sich eine ordentliche Leibcompagnie aus diesen Thieren zu bilden. Er brachte es wirklich so weit, daß sie unter Anführung ihres Obersten, des Schweinhirten, ordentlich marschierten, Fronte machten, auf ein Commandozeichen sich zum Fouragiren zerstreüten, sich wieder sammelten und noch andere soldatische Fertigkeiten erlernten.

Theodor. Nun! Das muß ich gestehen, eine solche Schweine-Compagnie ihre soldatischen Uebungen machen zu sehen, muß ein gar poßierliches Schauspiel seyn.

Amalia. Vielleicht noch poßierlicher, als wenn Hunde, mit Männer- und Frauenkleidung angethan, Menuetten tanzen.

Ros. Noch einen Beweis, daß das Schwein gewöhnt werden kann, wenigstens gewiße Töne zu merken und dem Orte zuzueilen, woher sie ertönen, liefert folgende Anekdote: In einer gewissen Gegend Italiens landeten einst Seeraüber, raubten eine Menge Schweine und führten sie in ihren Schiffen mit sich fort. Sobald die beraubten Einwohner

diesen Raub gemerkt hatten, ließen sie das Horn, durch dessen Schall sie ihre Schweine zu regieren gewohnt waren, ertönen. Kaum hörten dieß die Schweine, so stürzten sie sich alle aus den Schiffen ins Meer und schwammen dem Ufer, von welchem sie entführt worden waren, zu großer Freude ihrer Eigenthümer wieder zu. — Aber nun sagt mir, was ihr von dem Naturell des Schweines wißt?

Fritz. Daß sie außerordentlich gefräßig sind, haben wir schon bemerkt. Hierzu kommt noch der höchste Grad von Unreinigkeit; denn sie wälzen sich in allen Morästen und Pfützen herum.

Ros. Wahrscheinlich verursacht ihnen dieses Herumwälzen, da sie von so hitziger Natur sind, eine angenehme Empfindung, und vielleicht erleichtert es ihnen auch die Beschwerden, welche ihnen ihr haüfiges Ungeziefer verursacht.

Fritz. Da wäre also der Trieb, sich in allen Pfützen herum zu wälzen, eigentlich nur ein Mittel zu ihrer Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung, und es wäre im Grunde nicht tadelnswerth, daß sie ihm folgen.

Ros. Nur wenn der mit Vernunft begabte Mensch seinen sinnlichen Trieben blindlings folgt, so ist dieß tadelnswerth; wenn aber das Thier die-

ses thut, dann kann die Rede nicht von Tadel seyn. — Nun aber sage, was du weiter vom Naturell der Schweine weißt?

Fritz. Vor den Gewittern und Platzregen haben sie große Furcht, und rennen daher, wenn sie von einer solchen Naturerscheinung überfallen werden, mit einem hochtönenden Geschrey ihrem Stalle zu. Ein solches Geschrey erheben sie auch, wenn sie gefesselt oder geschlachtet werden. Erhebt auf irgend eine Veranlassung ein Mitglied der Heerde dieses Geschrey, so eilen die übrigen herbey und fangen an zu grunzen.

Ros. Nun sage mir, Amalia, was der Stall, worin man Schweine ziehen und mästen will, für Beschaffenheiten haben muß?

Amalia. Er muß trokken, warm, geräumig und rein seyn.

Ros. Ist es wohl gleichviel, an welchem Orte ein Oekonom (Landwirth) seine Schweinställe anlege?

Amalia. Bewahre! Wegen des außerordentlich übeln und dem Menschen nicht nur höchst beschwerlichen, sondern sogar schädlichen Geruches, den ihr Mist verbreitet, müssen ihre Ställe immer an einem abgelegenen Orte des Hofes erbauet werden. Auch muß man darauf sehen, daß sie nicht in der

Nachbarschaft der Pferdeställe errichtet werden, weil dem Pferde nicht nur der Geruch, sondern auch das Grunzen höchst zuwider ist.

Ros. Wie viel Junge wirft denn wohl immer auf Ein Mahl die Sau?

Fritz. 4 — 24. Unter allen Saügethieren ist die Sau dasjenige, welches die meisten Jungen zur Welt bringt.

Carl. Hat man nicht auch ein besonderes Wort, womit man bey der Sau anzeigt, daß sie Junge zur Welt bringt?

Fritz. Man sagt: sie ferkelt.

Ros. Man nennt nämlich die jungen Schweine Ferkel oder Spanferkel *). — Wie lang geht denn die Alte trächtig?

Fritz. Etwa vier Monath, daher sie im Jahre zwey Mahl ferkeln kann.

Ros. Und wie hoch kann ein Schwein sein Alter bringen?

Theodor. Etwa auf zwanzig Jahre. Doch so alt läßt man keines werden; sondern man schlach=

*) Span oder Spun war ehemals so viel als Mutter=Milch. Spanferkel ist also so viel als Milchferkel, ein Ferkel, das sich noch von der Milch der Mutter nährt.

tet sie schon im ersten Jahre, diejenigen ausgenommen, die man zur Fortzucht unterhält.

Ros. Amalia, nun sage mir, warum wir Schweine zu halten pflegen?

Amalia. Des großen Nutzens wegen, den sie uns in der Haushaltung leisten.

Ros. Aber worin besteht dieser Nutzen?

Amalia. O der ist vielfach. Erstlich wird ihr Fleisch sowohl frisch, als eingesalzen und geraüchert sehr gern gegessen. Insbesondere sind die Schinken, und von diesen wieder die Englischen, die Westphälischen, die Pommerschen, die Mainzischen sehr beliebt und gesucht, und mit letztern wird ein bedeütender Handel getrieben. Zweytens gibt ihr Blut, gefüllt in ihre Gedärme, sehr gute Würste. Drittens ist ihr Schmeer (das sogenannte Schweineschmalz) sehr brauchbar zum Schmälzen der Speisen, zur Verfertigung von allerhand Pomaden und Salben, zum Einschmieren der Wagenräder, der Pressen und anderer Instrumente, so wie der Schuhe und Stiefeln, um das Eindringen der Feüchtigkeiten zu verhindern. Viertens wird ihre Haut oft gegerbt und vom Buchbinder, Sattler, Riemer und Siebmacher verarbeitet. Fünftens geben die Borsten allerley Bürsten, Pinsel, Kehrbesen, und der Schuhma-

cher braucht sie an seinen Drähten, um diese bequem und leicht durch das mit der Ahle gebohrte Loch stekken zu können. Sie dienen ihm gleichsam statt der Nadeln. Auch bedienen sich ihrer die Putzmacher zu beweglichen Stielen bey künstlichen Blumen. Sechstens braucht man die Blase zu Tabakksbeuteln, und um Flaschen zu verbinden. Siebentens dienen die Hauer zum Poliren. Achtens gibt ihr Mist einen guten Dünger in festem und nassem Boden. Neüntens zerstören sie eine Menge von Insektenlarven, die sie beym Umwühlen der Erde finden und fressen. Zehntens helfen sie die Luft reinigen, indem sie alle Arten von Aas fressen. Aus diesem allen geht hervor, daß uns die gütige Vorsehung auch in dem Schweine, so ekkelhaft auch sein Anblikk ist, wenn es aus einer Mistpfütze kommt, worin es sich gewälzet hat, ein sehr grosses und wohlthätiges Geschenk gemacht hat.

Fritz. Hierbey ist nur zu bedauern, daß dieses Thier so vielen Krankheiten unterworfen ist.

Ros. Nenne einmahl diese Krankheiten.

Fritz. 1.) Die Seüche (Schweinskrankheit), die oft viele dieser Thiere hinrafft, und die vom Genuß eines schlechten Futters entstehen soll; 2.) die Braüne, welches eine Entzündung des Halses und des Rachens ist; 3.) der Spaat und die

Verrenktheit der Glieder, wo sie besonders den Hintertheil nicht führen können; 4.) der Zungenkrebs, eine Krankheit, die wir schon bey dem Ochsen genannt haben; 5.) der Durchfall; 6.) die Gall- oder Schwindsucht, wo die Thiere abzehren und mager werden; 7.) das Verfangen, welches entsteht, wenn sie sich überfressen oder übersaufen; 8.) die Finnen, welche nichts anders sind, als die Behältnisse ganz kleiner, dem bloßen Auge nicht sichtbarer, Würmer (Blasenwürmer). Man glaubte sonst, das Fleisch solcher finnigen Schweine wäre schädlich; allein dem ist nicht so.

Ros. Weißt du denn auch, welches die Feinde des Schweines sind?

Fritz. Der gefährlichste ist der Wolf. Außerdem wird es von der Schweinslaus und von verschiedenen Eingeweidewürmern geplagt. Auch die Maulwurfsgrille kann ihm tödtlich werden, wenn es dieselbe auf der Weide lebendig verschlukkt, denn sie zerkratzt ihm den Magen und die Eingeweide und es muß am Jammer sterben.

Carl. Jetzt sagt mir doch einmahl, warum die Juden einen solchen Abscheu vor Schweinen haben, und ihr Fleisch nicht essen?

Ros. Ihr Gesetzgeber Moses hat ihnen den Genuß dieses Fleisches verbotten, wahrscheinlich,

weil er glaubte, daß dadurch gewisse Hautkrankheiten erzeügt würden. Vielleicht auch deßwegen, damit sich die Juden nicht mit andern Nationen vermischten. Denn dergleichen sonderbare Speisegesetze waren das beste Mittel, zu verhindern, daß die Juden nicht Theil nahmen an den Gastmählern der Heiden, wobey leicht Freündschaften und Heürathen gestiftet werden konnten.

Fritz. Ist denn das wahr, daß das Schwein die alten Aegypter auf den Gedanken, die Erde zu pflügen gebracht habe?

Ros. Man sagt dieß zwar, indessen ist es, aus Mangel an hinlänglichen Nachrichten hierüber, unmöglich, deine Fragen mit Bestimmtheit und Gewißheit zu beantworten. Gewiß ist es, daß die Aegypter kein Schweinenfleisch aßen, und man behauptet, sie haben dieß aus Dankbarkeit gethan, weil sie ihm die Kunst zu pflügen abgelernt haben wollen. Wenn man freylich bedenkt, wie oft ein sehr unbedeütender Umstand einen denkenden Kopf auf eine sehr wichtige Entdekkung oder Erfindung leiten kann; so kann man wohl glauben, daß irgend ein kluger Kopf, wenn er das Schwein mit seinem Rüssel in der Erde wühlen sah, auf den Gedanken kam, ein Werkzeüg auszudenken, womit man bequem die Erde umreißen und auflokkern kann.

Achte Unterhaltung.

Der Hund.

Ros. Heute will ich einmahl examiniren und sehen, ob Fritz und Amalia, wie ich ihnen zu thun befohlen habe, die Naturgeschichte des Hundes recht einstudirt haben. Zuerst wollen wir von den körperlichen Eigenschaften, die alle Hunde, so verschieden diese auch seyn mögen, mit einander gemein haben, reden.

Welche Figur hat der Kopf des Hundes?

Fritz. Dieser ist immer länglich.

Ros. Wie nennt man den vordern Theil des Kopfes?

Fritz. Die Schnauze.

Ros. Den wie vielsten Theil des Kopfes, wenn man sie von den Augen an rechnet, macht sie aus?

Fritz. Den halben.

Ros. Welche Lippe wird von der andern an ihrem Rande bedekkt?

Fritz. Die untere.

Ros. Und was hat die untere Lippe an ihrem Rande für eine besondere Eigenschaft?

Fritz. Sie ist nakkt und gezähnelt.

Ros. Welche Eigenschaften kannst du mir von der Nase angeben?

Fritz. Diese ist getüpfelt oder chagrainartig und immer kalt und feücht.

Ros. Welche Figur haben die Nasenlöcher?

Fritz. Sie sind halbmondförmig.

Ros. An welcher Stelle befinden sich fünf bis sechs Reihen borstenartiger Haare?

Fritz. An den Seiten des Mundes.

Ros. Aus wie viel Zähnen besteht das Gebiß des Hundes?

Fritz. Aus 42.

Ros. Wie viel Vorderzähne stehen in jeder Kinnlade?

Fritz. Sechs.

Ros. Und was weißt du von Hunde- oder Ekk-Zähnen?

Fritz. Daß sie einzeln stehen, gekrümmt und ziemlich lang sind.

Ros. Welche Eigenschaften hat die Zunge?

Fritz. Diese ist lang, glatt und sehr beweglich.

Ros. Was für eine besondere Eigenheit hat noch jedes Hundsgesicht?

Fritz. Sieben mit steifen Haaren besetzte Warzen.

Ros. Was weißt du für Eigenschaften von den Ohren anzugeben?

Fritz. Diese sind bald zugespitzt, bald rund, bald herabhangend, bald empor stehend.

Ros. Welche Form hat der Leib?

Fritz. Er ist rund und geht nach hinten dünner zu.

Ros. Wie viel Saugwarzen hat die Hündinn?

Fritz. Zehen, bisweilen auch nur acht.

Ros. Wie viel Zehen hat der Hund?

Fritz. An den Vorderfüßen fünf, an den hintern vier.

Ros. Wie tragen alle Hunde ihren Schwanz oder, wie man ihn auch nennt, ihre Ruthe?

Fritz. Mehr oder weniger krumm gebogen und mehr oder weniger in die Höhe stehend.

Ros. Womit ist ihr Körper bedekkt (bekleidet)?

Fritz. Mit Haaren; nur der türkische Hund ist ganz nakkt.

Ros. Welches ist ihre Farbe?

Fritz. Diese ist, wie bey allen Hausthieren so verschieden, daß es schwer ist, sie anzugeben. Es gibt z. B. schwarze, weiße, braunrothe, gelbe, geflekkte Hunde.

Ros. Was sagt man, daß sie thun, wenn sie ihre Stimme hören lassen?

Fritz. Sie bellen, oder heülen, oder knurren, oder winseln, je nachdem sie eben diese oder jene Leidenschaft oder Empfindung ausdrükken wollen. Merkwürdig ist, daß manche Hunde heülen, wenn der Mond hell scheint, oder wenn sie Glokken laüten hören.

Ros. Welches ist ihre Nahrung?

Fritz. Am liebsten fressen sie Fleisch, übrigens fast alles auch, was der Mensch aus dem Pflanzenreiche zu seiner Nahrung zubereitet. Zum Trinken setzt man ihnen reines Wasser vor. Zärtlinge trinken wohl auch Kaffe.

Ros. Was hat es denn zu bedeüten, wenn die Hunde Gras fressen?

Fritz. Nach der Meinung der Landleüte Regen. Dieß ist aber eine irrige Meinung. Sie fressen Gras, um die spitzigen Splitter von Knochen, die ihnen im Magen und Gedärmen unangenehme Empfindungen machen, einzuhüllen, vielleicht auch,

um sich in heißen Tagen einige Abkühlung zu verschaffen.

Ros. Wie viel Junge wirft denn die Hündinn auf Ein Mahl?

Fritz. Drey bis zwölf.

Ros. Und was weißt du in Ansehung des Gesichts der neugebornen Hunde?

Fritz. Sie sind zehn bis zwölf Tage ganz blind, welches daher kommt, daß ihre beyden Augenlieder vermittelst eines dünnen Hautchens, das erst nach Verfluß der angegebenen Zeit zerreißt, mit einander verbunden sind.

Ros. Und wie benimmt sich die Mutter gegen ihre Jungen?

Fritz. Mit unglaublicher Zärtlichkeit. Sie belekkt sie, frißt ihren Unrath, damit kein übler Geruch sie belästige, trägt sie vorsichtig an der Haut des Halses ins Lager zurükk, wenn man sie herausgenommen hat, und vertheidigt sie muthig gegen jeden Angriff.

Theodor. Ich weiß eine Geschichte, welche einen Beweis von außerordentlicher Liebe einer Hundsmutter gegen ihre Jungen enthält. Darf ich sie erzählen?

Ros. Thue das mein Sohn.

Theodor. Ein Kaufmann aus der Oberlausitz war einst nach Leipzig auf die Messe gereist. Hier warf seine trächtige Hündinn, die ihn begleitet hatte, kurz vor seiner Abreise, fünf Junge. Der Kaufmann, der diese kleine Familie nicht mit zurükknehmen konnte, empfiehlt sie seinem Hauswirthe und reißt in seine Heimath zurükk. Einige Tage nach seiner Ankunft hörte er die ihm wohlbekannte Stimme seiner Hündinn. Er öffnet die Thüre. Mit ausschweifender Freüde springt sie herein, und legt eins ihrer Jungen ihm zu Füßen, eilt wieder fort, bringt nach einiger Zeit ein anders, und kehrt wieder um. Jetzt schikkt er der guten Mutter nach, und man findet, ihrer Spur folgend, die noch übrigen drey, die nun, wie billig, der Nachgeschikkte trug, indeß die Hündinn freüdig folgte. Der Leipziger meldete auch wirklich, die Hündinn mit den Jungen sey auf einmahl verschwunden. So hatte also das gute Thier den Weg von zwanzig Meilen auf Abwegen zehn Mahl gemacht, war zehn Mahl durch die Mulde geschwommen, hatte ihre Jungen immer dazwischen gesaügt, und sich doch auch Nahrung suchen müssen — und das in acht Tagen, um ihre Kleinen in die geliebte Heimath zu bringen.

Ros. Wie hoch erstrekkt sich denn das Alter eines Hundes?

Fritz. Sie überleben oft zwanzig Jahre. Wenn sie aber in dieses Alter kommen, so werden sie hilf- und sinnlose Greise.

Ros. Um welcher Eigenschaften willen hat wohl der Mensch die Hunde zu Hausthieren gemacht?

Fritz. Gewiß um ihrer Schönheit, Geschwindigkeit, Stärke, Gelehrigkeit, Treüe und um der Feinheit ihrer Sinne willen.

Ros. Du könntest wohl hinzusetzen: und um ihres Verstandes willen. Denn eine gewisse Art von Verstand, oder eine Seelenkraft, die mit dem Verstand des Menschen Aehnlichkeit hat, darf man wohl dem Hunde so wenig als dem Elephanten absprechen. Wenigstens ist es schwer zu glauben, daß alle die vom Verstand zeügende Handlungen des Elephanten und des Hundes sich von einem bloßen thierischen Instinkte sollen erklären lassen. Durch die genannten Eigenschaften nun werden die Hunde dem Menschen sehr nützlich. Kannst Du ihren Nutzen angeben?

Fritz. Sie bewachen unsere Haüser und unsere Herden; begleiten uns auf Reisen und dienen uns auch da zum Schutze; sie helfen uns bey der

Jagd anderer Thiere und leisten uns hiebey vorzügliche Dienste; sie ziehen kleine Schlitten und Karren und werden daher in Kamtschatka im Winter wie Pferde gebraucht; sie suchen vermittelst ihres feinen Geruches die Stellen auf, wo Trüfeln *) zu finden sind und zeigen solche durch Kratzen an; sie lassen sich zu allerley Kunststükken und lustigen Handlungen abrichten, als den Bratspieß zu drehen, zu tanzen, zu trommeln u. d. gl.

Ros. Die Spanier haben bey der Unterjochung der armen Bewohner der von Kolumbus neu entdekkten Inseln Westindiens die Hunde auch mit zum Kriegführen gebraucht, indem sie sie abrichteten, auf die nakkten und fast wehrlosen Indianer loszustürzen, und sie zu zerfleischen.

Amalia. Pfui! Das war ein häßlicher Mißbrauch eines so edlen, dem Menschen so ergebenen, Thieres!

Ros. Das war es! Unabhängig von den herrlichen Leibes- und Seelenkräften des Hundes ist der Nutzen, den er uns noch nach seinem Tode leistet: wer gibt mir diesen an?

---

*) Eine gewisse Art Schwämmen, die unter der Erde wachsen.

Amalia. Sein Fleisch wird in vielen Gegenden der Erde, z. B. in Grönland, in Ostindien, in China sehr gern gegessen, und man hält in diesen Ländern ganze Herden von Hunden, die man mästet und schlachtet.

Theodor. Die Haut liefert, weiß gegerbt, gutes Leder zu Handschuhen, und roth gegerbt, zu Schuhen und Stiefeln. Vom Kürschner zubereitet geben die Felle der Budel das Material zu Unterfutter, Müffen und Handschuhen.

Ros. Wodurch kann denn der Hund dem Menschen sehr schädlich, ja höchst gefährlich und furchtbar werden?

Fritz. Ach, durch die entsetzliche Krankheit, die Hundswuth.

Ros. Und weißt du, wie diese Krankheit sich äußert?

Fritz. Ihr Anfang verräth sich bey dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speise und Trank, brummt und knurrt statt zu bellen, und scheint in einem Taumel zu seyn, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er immer noch eine gewisse Achtung und Liebe. Noch ist sein Biß nicht tödtlich, aber doch immer schwerer zu heilen als

andere Wunden. Aber mit dem Fortschritte des Uebels fängt der Hund an zu keüchen, die Zunge herauszustrekken, zu schaümen, das Wasser zu scheüen. Im Gehen taumelt er, im Springen kommt er immer vom geraden Wege ab. Trüb und thränend ist sein Auge, bleyfarbig die Zunge. Er laüft zuweilen meilenweit mit niedergesenktem Kopf, hangenden Ohren und Schwanz. Dieß ist besonders bey der laufenden Wuth der Fall, die zwar nicht so ganz heftig als die hitzige, aber doch auch für Menschen und Thier zu fürchten ist. Zuweilen kann ein Hund toll seyn, ohne daß Schaümen, Hängen des Schwanzes, Wasserscheüe es verriethe. Diese bleibt zuweilen so ganz aus, daß ein solcher Hund wohl gar schwimmt. In jedem Fall ist schleüniges Erschießen zu rathen, wenn nicht Menschen und Thiere von ihm gebissen werden, und durch eben die Stufen der Wuth hindurch gehen sollen. Die ganze Natur hat kein fürchterlicheres Gift. Durch den leichtesten Biß, ja durch den Speichel und die Werkzeüge, womit der wüthende Hund erschlagen worden, theilt es sich mit. Ja es soll sogar Jahre lang im Körper seyn können, ohne sich zu verrathen, und endlich durch Umstände begünstigt, sich plötzlich entwikkeln. Schmerz an der verwundeten Stelle ist das, was der unglückliche Ge-

bißene zuerst fühlt. Ihre Geschwulst verbreitet sich mit dem Schmerz immer weiter; träge werden die Muskeln, unterbrochen ist der Schlaf, und unwillkührliche Seufzer und Menschenscheůe werden die Vorboten einer fürchterlichen Zukunft. Mit dem Wachsthum des Uebels werden die Zufälle schrekklicher. Jetzt fühlt der Bedauernswürdige Herzensangst; gepreßt, von Seůfzern unterbrochen ist sein Athem; ein kalter Schauer überlauft ihn, sobald er Wasser oder einen glänzenden Körper ansichtig wird; ein Tropfen Feůchtigkeit, womit seine Lippen und Zunge berührt werden, vermehrt seine Angst, sein Zittern. Eine schwarze, zähe, gallige Feůchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm; die Fieberhitze, das Irrereden nehmen zu. Doch sein Leidensmaß ist noch nicht voll. Es steigt — der Unglückliche strekkt die rauhe Zunge heraus, seine Stimme wird heißrer, das Gähnen stärker; er lechzet vor Durst, und jede Feůchtigkeit, die man ihm nahe bringt, macht ihn wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel, er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen; er kämpft dagegen und vermag doch nicht, den Reiz zu überwinden. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen; eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte; er rast entsetzlich, und das zu einer

Zeit, wo man aus seiner rührenden Bitte, sich von ihm zu entfernen, um keinen unglücklich zu machen, auf Geistesgegenwart, auf Bewußtseyn seines erbärmlichen Zustandes schließen muß. Endlich kommt, und wer segnet dann nicht seine Ankunft? der Tod, der unter Krämpfen, Zukkungen und Engbrüstigkeit, gemeiniglich am vierten Tage vom Ausbruche des Uebels an, dem Jammer ein Ende macht, der wohl, außer dem lebendig Begrabenwerden, seines Gleichen nicht hat.)

Ros. Welches sind denn die Feinde des Hundes?

Amalia. Er hat deren viele. Die Wespen, Fliegen, Bremsen, und Stechfliegen verfolgen ihn gar sehr. Nicht minder wird er geplagt von Hundezekken, Hundemilben und Hundeflöhen. Im Innern nährt er sehr haüfig einen Hauptfeind, den Bandwurm.

Ros. Wer kann mir denn wohl auch die verschiedenen Hauptracen der Hunde nennen?

Fritz. Ich kann das.

1.) der Haushund; 2.) der Bullenbeisser; 3.) der Jagdhund; 4.) der große Pudel, der gelehrigste und treueste unter allen Hunden; 5.) der Spanische Wachtelhund; 6.) der eigentliche Hühner-

hund; 7.) der große Dänische Hund; 8.) der gemeine Windhund; 9.) der Dachshund.

Ros. Zur Belohnung eüres Fleißes und eürer Aufmerksamkeit, will ich nun noch verschiedene Geschichten, welche von den wunderbaren Anlagen und Fähigkeiten des Hundes und von seiner Treüe und Anhänglichkeit an seinem Herrn zeügen, erzählen.

1.

In einer achtbaren Familie hat sich das Andenken an einen Haushund bewahrt, der des Großvaters treüer Begleiter war, und seine Geschichte wird von Kind und Kindeskind fort erzählt, so daß die Tradition ihn, trotz einem Ossianischen Helden, nicht wird untergehen lassen. Auch gebührte ihm eine ausgezeichnete Stelle in einer Geschichte der Hunde.

Sultan war Genie; aber dennoch, — und hierin verständiger, als manches junge Wesen über ihn, — benutzte er in seiner Jugend sorgfältig den Unterricht, so daß er seine Naturgaben zu einer außerordentlichen Höhe brachte. Seinem Äußern nach war er ein brauner Budel von der schönsten Race. Das hätte ich eigentlich gar nicht anzumer-

ken, daß er keinen seiner Brüder in den bekannten Künsten etwas nachgab, daß er diente, Schildwache stand, apportirte, über den Stokk sprang, seinen Herrn nicht antasten ließ, das Haus bewachte, denn das ist nur Alltägliches und nur die Leichtigkeit, mit der er dieß Alles begriff, wäre zu schildern. Diese zeigte, wie viel Vorzügliches in ihm lag.

Der genialische Sultan hielt es nicht für zu gemein, nützlich zu werden, und bewachte das Haus mit einer Aufmerksamkeit, daß Thüren und Schlösser durch ihn entbehrlich wurden. In der Abenddämmerung spatzierte er beständig in dem Hause auf und nieder, und begleitete jeden Eintretenden hinein, und meldete ihn durch zweymahliges Anschlagen an. Ließ sich niemand im Hause sehen, so wiederholte er die Ankündigung, bis der Fremde empfangen war, und kehrte dann still auf seinen Posten zurükk. Denn Tag über hatte er noch ein besonderes Geschäft, auf die Hühner im Hofe Acht zu haben. Der Hof war durch eine Rinne in zwey Theile getheilt; die eine Hälfte gehörte den Hühnern, auf der andern befand sich eine Pflanzung junger Bäume und Blumen, an der sich die Kinder des Hauses vergnügten. Sultan litt nicht, daß das Federvieh seine Grenze überschritt: die Hühner

waren schon so oft zurükk gejagt worden, daß sie es in der Regel nicht wagten, dieß Revier zu betreten. Hatte Sultan einen andern Auftrag bekommen und blieb ein Weilchen aus, so wagte sich wohl eine kühnere zum verbotnen Platze hin. Aber sie wußte sogleich, was Sultans Erscheinen bedeütete, und machte sich von dannen. Waren mehrere da gewesen, hatten in dem weicheren Boden gescharrt, und sich, ehe Sultan kam, wieder zurükk gezogen, so waren sie deßhalb noch nicht geborgen. Sultan kam, schauete umher, war aber nicht genügt, wenn er alles an Ort und Stelle fand, sondern untersuchte die Pflanzung. Fand er da Spuren der Ungehorsamen, so schien es ihm noch mehr zu verdrießen, daß man ihn hintergangen hatte, und er fuhr zornig auf sie los, und schüchterte sie so zusammen, daß sie nicht wußten, wo sie sich bergen sollten. Dieß warnte sie dann wieder auf einige Zeit. Auf solche Weise ward hier die Ordnung erhalten, die nur unterbrochen ward, wenn eine neüe Henne, die von der Vorschrift nichts wußte, in die Gesellschaft eingeführt war. So stark auch die Zahl dieser Hühner war, so vermißte doch Sultan eine fehlende und suchte in den Nachbarhaüsern und Höfen nach, bis er sie wieder aufgefunden hatte. Sein Herr ging täglich in eine gewohnte Gesellschaft vor dem

Thore, wohin ihn Sultan begleitete, der dann etwas zu tragen bekam. Vorher sah er aber immer erst nach, ob auch seine Hühner in Ordnung waren.

Zu den Aufträgen, die er bekam, gehörte es, daß er verschiedene Bedürfnisse einkaufen mußte. Dann trug er ein Körbchen im Maule, in dem das Geld und ein Verzeichniß des Verlangten lag. Einst trieb man einen Scherz mit ihm, und verabredete mit dem Fleischer, daß man ihn wieder schikken wolle, mit der Erinnerung, er habe ein halbes Pfund Fleisch zu wenig bekommen. Sultan kehrte zurükk, bellte und stellte sich zornig. Was willst du? sprach der Mann. Noch mehr Fleisch? Der Hund bellte Ein Mahl. — „Nun wie viel? Ein Pfund?" — Er schüttelte den Kopf. — „Ein viertel Pfund?" Er schüttelte wieder. — „Ein halbes Pfund?" Da wiederholte er sein Wau! empfing es und kehrte zurükk.

Nie wehrte er sich gegen kleine Hunde, sondern ging bey ihren Angriffen ernst vorüber. Nur mit den größern nahm er es auf, und wußte sich diese mit seiner überlegenen Gewandtheit vom Halse zu schaffen. Dazu ward er oft genöthiget, wenn

er Lebensmittel holte, und sie ihm in seinem Berufe stören wollten.

Zuweilen nannte ihm der Herr in seiner Gesellschaft etwas, was er vergessen habe, und beauftragte Sultan, es zu hohlen. Dann lief er schnell weg und suchte im Hause nach. Konnte er es nicht finden, dann faßte er die Hausfrau bey der Schürze, und führte sie hin, wo er das Verlangte, etwa in einem verschlossenen Schrank vermuthete. Sie naunte ihm darauf verschiedene Sachen; er schüttelte so lange den Kopf, bis sie die rechte traf. Dann bekräftigte es sein freudiges Wau; er empfing sie und eilte wieder fort.

Aber traurig ward er, wenn sein Herr, etwa in einem Gespräch begriffen, ihm nicht seine Zufriedenheit zu erkennen gab.

Zuweilen entfernte sein Herr auf kleinen Reisen sich einige Meilen von der Stadt, und ließ etwas, Sultan zu versuchen, zurükk. Er konnte darauf rechnen, daß der Hund es zurükkbrachte, wenn er es nur zuvor in seinen Händen erwärmt hatte. Einst sagte sein Herr, als er in einer Gesellschaft war: Sultan, den Brief, den ich heute morgen las, habe ich vergessen, hole ihn mir! Schnell lief er fort, suchte auf Fenster, Tische und Kommode nach, zupfte dann der

Hausfrau an der Schürze, führte sie an das Pult des Herrn, und schnappte, in die Höhe springend, an den Schlüsselring, denn sie an der Seite trug. Nun schloß sie auf; er sprang vom Stuhl auf das geöffnete Pult, durchstöberte die Papiere, und zog unter mehreren Briefen den verlangten heraus. Unstreitig leitete ihn hier der Geruch, weil dieser Brief die empfindbarsten Spuren des Herrn von den übrigen trug.

Zu den Künsten, die er machte, gehörte die, daß er ein kleines Gewehr schulterte, und nach einer vorliegenden Uhr die bestimmte Zeit fand. Ohne bestimmten Befehl hätte er bis zur Ablösung gestanden, wäre auch die Nacht darüber verflossen. So beobachtete er die Zeit nach einer vorgehaltenen Uhr ganz richtig. „Todt, Sultan, auf fünf Minuten," sprach der Herr, und er legte sich zur Seite nieder, die Pfote ausgestrekkt, so gesteift, daß man sie nicht krümmen konnte, aber das Gesicht gegen die Uhr gekehrt. Waren die Minuten um, so schlug er ein Mahl an; rief der Herr: noch zehn! so lag er die bestimmte Zeit, und schlug dann zwey Mahl an; — „noch sieben," auch dieß beobachtete er und bellte dann drey Mahl, bis der Herr ihm wieder zu leben erlaubte. Dann erwartete er seinen Lohn durch einen freundlichen Blikk

des Herrn. Schien dieser sein Bestreben, ihm gefällig zu seyn, unbeachtet zu lassen, so schlich er still unter seinen Stuhl. Nur unter einem war ihm ein Lager gebettet; war dieß etwa weggenommen, so besorgte er, irgend eine Andeûtung dadurch zu erhalten, und blieb stehen, bis Herr oder Frau ihm zurief: Sultan, lege dich nur nieder.

Mit diesen Geschicklichkeiten ausgestattet, dieser Treûe gegen seine Herrschaft, dieser Anhänglichkeit und Liebe, die er auf so merkwürdige Weise an den Tag legte, schien das seltene Thier ein Theil der Familie zu seyn, und für keinen Preis wäre er dem Hausvater feil gewesen, ob ihm gleich oft hohe Summen geboten wurden. Sultans Werth schien ihm auch durch den höchsten Preis herabgesetzt zu seyn. Ist es doch das empörendste, was der Mensch erfahren kann, wenn er als erkaûfliche Waare betrachtet und verhandelt wird. Allein, ein alter, redlicher Freund, besuchte ihn fern her, und der Hund ward ein Gegenstand seiner hohen Bewunderung. Er schied wieder. Der Hausvater wollte ihm beym Abschiede ein Denkmahl seiner Liebe hinterlassen, und er konnte ihm dasselbe durch kein Geschenk höher an den Tag legen, als wenn er ihm dieses seltene Geschöpf überließ. Der Familie ward die Trennung sehr schmerzlich; allein der

Herr hatte sein Wort gegeben. Sein Freünd versprach den Seinen ein großes Fest mit den Geschicklichkeiten dieses Hundes zu bereiten, und er nahm ihn beym Abschiede mit. Aber keine Weisung war nöthiger, als die der neüe Herr erhielt, ihn ja fest zu halten, und ihn eine genaue Bewachung, selbst nach der Ankunft in seiner fernen Heimath statt finden zu lassen.

Wer ist wohl, der hier nicht die Geschichte, ihren Hauptzügen nach, fortzusetzen vermöchte, der nicht voraussähe, wie der Schmerz der Trennung, das Vernichten des ganzen gewöhnten Tagewerks, ach! und gewiß die Besorgniß, er habe den Beyfall, die Liebe seines alten Herrn verscherzt, auf das treüe Thier wirken würde. Gedächtniß, Phantasie, Empfindung hatte es ja in so hohem Grade. Die letzte legte Sultan ja auf so manche Weise an den Tag. Nein, er wird seine alte Liebe nicht so leicht vergessen, nicht so leicht sich einer andern hingegeben haben, wie mancher Sohn Adams.

So wars. Unterwegs weigerte er sich, Speise zu nehmen, bis ihn das aüßerste Bedürfniß dazu vermochte. Er kam in der Familie an, die auf seine seltene Talente aufmerksam gemacht ward; allein er legte sich in schweigendem Trübsinn nieder, ohne sich vom Flekke zu rühren.

Jezt ward alles angewandt, um ihn nur zu vermögen, das kleinste seiner Kunststükke zu machen; aber weder Bitten noch Drohungen gewannen ihm etwas ab. Endlich ward Gewalt versucht; er bekam Schläge. Aber die Schmeicheleyen hatten ihn nicht freündlicher gemacht; die Schläge machten ihn nicht böser. Er schien fühllos für alles geworden zu seyn. Nun baten die Kinder des Hauses für ihn. Sie wollten warten, indem sie hofften, die Zeit würde mehr über ihn vermögen, das Fremde ihm bekannter werden, und fortgesetztes Gute, was sie ihm erweisen wollten, seinen Sinn erweichen. Bis jezt war er eingesperrt gewesen! nun verschloß man bloß die Hausthür, und bot ihm die Erlaubniß an, im Hause frey herum zu laufen. Dieses benützte er nach und nach; dann ließ man ihn auch neben sich vor der Thür sitzen. Er that aber als ginge die Straße ihm gar nichts an.

Zur Freüde aller Hausgenossen veränderte sich nun sein Wesen, er ward freündlicher, und nahm mit Wohlgefallen Speise und Trank. Indeß, es erhellte bald, daß das die Folge eines Entschlusses war, den er sogleich gefaßt hatte.

Da er nun heimisch zu werden, sich mehr an die Familie anzuschließen schien, bekam er auch mehr Freyheit und durfte in den Straßen herumlaufen.

Da ging er nun weiter, besah sich die Gegend; kam aber jedes Mahl regelmäßig zur Mittagsmahlzeit zurükk. Hierdurch ward man ganz sicher, und glaubte alles gewonnen zu haben. Sultan bedurfte keiner Aufsicht mehr, und wenn er sich auch ein Mahl verspätete, so war man nicht mehr bange. Außer dieser Einschläferung seiner neüen Herrschaft fand aber auch ein zweyter Grund statt, der ihn bewog, die Ausführung seines Plans, den jeder vermuthen wird, aufzuschieben. Er war durch seinen Gram, und bey der wenigen Nahrung, die er mit Unmuth nahm, ganz abgemagert, und fühlte sich gewiß zu matt, um eine ferne Fußreiße zu unternehmen. So wollte er sich also erst erholen, und durch mehr Nahrung neüe Kraft sammeln. Nach einigen Wochen mußte er sich stark genug fühlen. Er nahm an einem Morgen noch ein gutes Frühstükk zu sich, und ging dann ganz bedächtig aus dem Hause, wie er gewöhnlich that, — kam aber dieß Mahl nicht zum Mittagsmahl wieder. — Sein Weg führte ihn mehrere Tage hindurch zum alten Herrn. —

Dieser trug ein langes Leid um die Trennung von seinem alten Getreüen, obgleich sein freyer Wille für sie entschieden hatte, und war sehr geneigt die Entweichung desselben zu verzeihen. Eines

Abends war er in seiner gewöhnlichen Erholungsgesellschaft in dem Hause vor dem Thore, — da erschien Sultan. Sultan hatte behalten, daß sein Herr um die Zeit des Tages als er in dem Orte ankam, dort zu seyn pflegte, daher lief er nicht nach dessen Wohnhause, sondern zuerst dorthin. Aber er drükkte bey seinem Erscheinen nicht Freüde des Wiedersehens und Wiederfindens aus, sondern legte sich demüthig und winselnd zu den Füßen des alten Herrn nieder. Hier ist nun zu errathen, ob er dadurch eine Art von Selbstanklage und Bitte um Verzeihung ausdrükken wollte, da er nach seinem Scharfsinn wohl vermuthen mußte, er sey mit Bewilligung desselben in eine andere Heimath verpflanzt worden, und würde sich nun durch eigenmächtige Rükkehr Verweise und Strafe zuziehen, oder ob er, treüherzig glaubend, er sey nur hinterlistig entführt worden, nur Klage an den Tag legte, und Theilnahme verlange. Das lezte ist wahrscheinlicher, da er immer auf solche Weise ein ihm zugefügtes Leid zu klagen pflegte. Der Herr rief ihm zu: armer Sultan, was haben sie dir gethan? Er winselte fort. Darauf sezte er noch hinzu: nun Sultan, gib dich zufrieden! Es ist gut, daß du wieder da bist! Da sprang er auf, wedelte mit dem Schwanze und beeiferte

sich, auf alle Weise seine Freude an den Tag zu legen. Ausgelassen lief er eine Zeit lang rund herum in der Stube. Endlich gab er seinen Hunger und Durst zu erkennen. Wahrscheinlich hatte er sich unter Wegs nicht die gehörige Zeit genommen, sich nach etwas umzusehen. Er ward befriedigt und nahm eine ungewöhnlich starke Portion zu sich.

Darauf fing der Herr an: aber, Sultan, bist du schon zu Hause gewesen, und — hast nach den Hühnern gesehen? — Er schüttelte mit dem Kopf. Nun gut, fuhr der Herr fort, aber jetzt gehe sogleich und sieh nach den Hühnern. Dann komme wieder und bringe meine Pantoffeln mit.

Diese Prüfung ward dem Herrn bald leid; er ging vor die Thür, um ihn zurükk zu rufen; aber Sultan war schon in das Thor hinein. Es war auch hart, dem armen Thiere, das durch mehrere Tage, nicht Sturm und Regen, nicht Hunger achtend, gelaufen war, kein Stündchen Zeit zur Ruhe zu lassen. Aber Sultan, unverdrossen, zeigte, daß er noch völlig derselbe war und nichts verlernt hatte.

Er kam im Wohnhause der Stadt an, begrüßte zuerst die Hausfrau, die sich nicht wenig freute, und verfügte sich sodann gleich nach dem Hofe, wo

nun das Federvieh alle Subordination verlernt hatte. Die Pflanzung zeigte ihm den Greûel der Verwûstung, die Beete waren zerwûhlt, die jungen Baûme zerzaust. Er zeigte seinen Grimm so entschieden, daß alle Hûhner sogleich, im größten Schrekk über das plötzliche Wiedererscheinen des desspotischen Aufsehers, in ihr hohes Schlafkabinet flûchteten, einige fremde abgerechnet, die seine Weisung noch nicht verstanden. Aber auch diese wurden so lange herum gejagt, bis sie den Weg zu ihren Schwestern fanden.

Nun ging er in die Schlafstube und suchte ûberall herum, fand aber die Pantoffeln nicht, weil die Stube eben geweißt und noch nichts wieder an Ort und Stelle gebracht war. Die Hausfrau fragte, „was suchst du, Sultan?" Er lief in die Gesindestube und brachte einen Schuh. — „Also Schuhe willst du für den Herrn hohlen?" Er schûttelte mit dem Kopf, zerrete sie in die Schlafstube, und stutzte ân der Stelle, wo die Pantoffeln zu stehen pflegten. Sie verstand ihn noch nicht; da hohlte er den Stiefelknecht. „Ach," rief sie nun, „Stiefeln willst du?" Er schûttelte wieder mit dem Kopf. Ein Kind, welches mit gegenwärtig war, brachte indeß die Mutter auf den Gedanken, er möchte des Vaters Pantoffeln haben wollen.

*

Das bekräftigte Sultan mit einem freudigen Wau! empfing sie, und trug sie fort. —

Aber von nun an ließ ihn der Herr auch nicht mehr von sich. Sultan trat in alle seine vorigen Funktionen ein, und ward wieder munter und glükklich.

Nach einiger Zeit erkrankte der Herr, und mußte das Bette hüten. Da saß Sultan gewöhnlich zu den Füßen seines Bettes, bewachte seinen Schlummer, und fuhr zornig auf die los, die ihn störten. Der Patient durfte nicht mit dem Hunde allein gelassen werden; denn jeden unvermuthet Eintretenden wollte er beißen, wenn sein Herr eben schlief; und selbst die Kinder des Hauses waren nicht sicher vor ihm.

Aber endlich schalt ihn sein Herr über das Betragen derb aus und sagte: „Böses Thier, willst du mich auch noch ärgern!" Dieß machte ihn ganz traurig, und er ward nicht wieder froh, als bis ihm der Herr Verzeihung zu erkennen gegeben hatte. „Aber," setzte er noch hinzu, „daß du nur niemand mehr beißest!" —

Das that er nun nicht mehr, lagerte sich aber dafür dicht vor die Thür, daß niemand herein kommen sollte. Die Krankheit des Herrn ward gefährlich und artete in eine tödtliche Wassersucht aus.

Jetzt war Sultans ganze übrige Thätigkeit vorbey, und er lebte nur noch für seinen Herrn, für das, was ihn unmittelbar anging. Nur wenn der Herr aufstand, gedachte er dessen früherer Befehle, und lief auf den Hof, nach den Hühnern zu sehen. Und blieb der Patient etwas auf, ließ durch munteres Wesen Genesung hoffen, so gab er seine Freüde zu erkennen, wie er's nur vermochte, und machte unaufgefordert seine Kunststükkchen, als wollte er ihn aufmuntern. Lag der Herr jammernd auf dem Lager, so zupfte er an dem Kopfkissen, lief nach dem Tisch, auf dem die Medizin stand, zerrte die Frau des Hauses am Kleide und erinerte, einzugeben. That man nicht seinen Willen, und jammerte der Herr fort, so lief er hinaus und legte sich betrübt an der Thür nieder, als wollte er sagen: ich kann's nicht mehr anhören. Merkte er, daß es wieder ruhig in der Stube war, dann kehrte er zurükk und legte seine Freüde an den Tag.

So trieb ers bis der Tod die Leiden seines geliebten Herrn endigte. — Aber dann fingen erst die seinen recht an. So lange die Leiche noch im Bette war, blieb er neben derselben, aber verschmähte alle Kost. Als sie in den Sarg gelegt ward, lagerte er sich unter denselben, und auf dem Wege zum Kirchhofe folgte er dem traurigen Zuge in einer kleinen

Entfernung. Er wartete, bis sie eingesenkt und das Grab geschlossen war, und dann legte er sich auf dasselbe nieder und kehrte nicht wieder nach Hause zurükk. Man schikkte indeß Abends hin und ließ ihn holen; doch fortdauernd nahm er keine Nahrung. Nur das viele Bitten seiner Gebieterinn bewog ihn nach einigen Tagen etwas weniges zu genießen; aber täglich lief er nach dem Kirchhofe, und legte sich auf das feuchte Grab, auf welchem er jedes Mahl liegen blieb, bis er geholt ward. Dieß ließ er sich auch geduldig gefallen; er war in passiver Melancholie, die nicht widerstrebt. Zuletzt sperrte man ihn ein, doch dieß ertrug er nicht lange; er winselte fortdauernd und das Winseln ging zuletzt in lautes Heulen über, so daß es unerträglich ward. Man mußte ihm also verstatten, des Morgens nach dem Kirchhofe zu gehen. Hier blieb er bis zur Nacht auf dem Grabe. Auf vieles Bitten und Schmeicheln der Hausfrau fraß er am Abende etwas.

Endlich bemerkte man ein großes Geschwüre an seinem Unterleib, welches in Kurzem zur Größe eines Kinderkopfs anschwoll. Es ward Hülfe für ihn gesucht. Doch ein geschikkter Thierarzt erklärte den Schaden für unheilbar, und sagte, der Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln und die

eingesogene Feüchtigkeit des Grabes sey Ursache der seltsamen Krankheit. Seine Leiden, die seine Lebenskraft langsam verzehrten, stiegen immer mehr, und Niemand konnte ihn ohne Jammer ansehen. Kein Wunsch fand weiter für ihn statt, als daß er bald enden möchte. Aber dieses Ende zu beschleünigen, wie jeder, der ihn sah, rieth, das konnte die Gebieterin lange nicht gestatten. Doch die Milde schien zuletzt Grausamkeit. Er ward endlich still und unter den Thränen der ganzen Hausgesellschaft aus dem Hause getragen, und ein schneller Augenblick endete sein Leiden.

Der treüe Wächter des Hauses, der Aufseher des Hofes, der Bote in so vielen Fällen, der Erheiterer der Familie, der muntere Gesellschafter ward vermißt, wie ein vieljähriger Diener, ja wie ein Hausfreünd.

2.

Ein Engländer, der in einer bedeütenden Entfernung von London lebte, machte zuweilen Reisen zu Pferde dahin, auf welchen ihn ein kleiner Hund begleitete. Aus Furcht, ihn im Gewühl der Hauptstadt zu verlieren, gab er ihn einer Frau von London in Verwahrung und forderte ihn bey

seiner Rükkreise wieder ab. Hier ward ihm einst von einen Hofhunde, dem er nicht gewachsen war, sehr übel mitgespielt. Blutend lief er davon und kam nach acht Tagen mit einem größern Hunde zurükk, mit dem er nun an seinem Feinde Rache nahm und ihm bis auf den Tod züsetzte. — Es wies sich aus, daß er nach dem Guthe seines Herrn zurükk gelaufen war und den dortigen großen Hofhund zu bewegen suchte, mit ihm zu gehen und ihn zu rächen. —

3.

Trost und guten Rath gab ein Hündchen in Paris seinen Kameraden. Einst hatte es das Bein gebrochen und war von einem gut gesinnten Wundarzt aufgenommen und geheilt worden. Nach geraumer Zeit erscheint der Hund an der Thür des Chirurgen und begehrte Einlaß — aber in Begleitung eines andern Hündchens, dem auch das Bein gebrochen war, und den er ihm zur Hülfleistung präsentirte. —

4.

Ein Landgeistlicher kehrte an einem späten Winterabend von seinem Filial zurükk und gerieth bey unfreündlichem Schneewetter etwas abseiten vom Wege in eine tiefe Schneegrube, in welche er versank. Vergebens suchte er sich wieder heraus zu helfen. Die Nacht brach an, und er wäre ein Opfer des Frostes geworden, wenn nicht ein Hündchen, das ihn immer begleitete, schnell nach Hause gelaufen wäre, seiner Gattinn Anzeige gethan und sie bewogen hätte, zwey Männer mit Schaufeln fort zu senden, die ihn retteten. Der Hund lief voraus und zeigte ihnen die Stelle an, wo sein Herr versunken war.

5.

Der Pfarrer M... zu Pfofelden, einem Dorfe in der Gegend von Ansbach, hatte einen Bullenbeißer, der sich als treüer Wächter des Hauses zu dem Range eines Hausfreündes empor geschwungen hatte. Seine Hütte stand im Hofe. Einst fiel es einer Henne ein, diese Hütte zu einer Niederlage für ihre Eyer zu erkiesen, und der Hund bekam das sonderbare Gelüste, die dahin gelegten Eyer zu verzehren. Als sich die Pfarrerinn

von dem Frevel dieses sonst so treüen Thieres überzeügt hatte, trat sie einst vor seine Hütte, als er gerade darinnen der Ruhe pflegte und redete ihn also an: „alter Lümmel, schämst du dich nicht, mir die Eyer zu fressen? Pfui Teufel! in mein Herz hinein wollte ich mich schämen, wenn ich so etwas thun sollte! Bist so lang im Hause, du alter Lölla, und fängst erst an zu naschen? Geh! du häßliches Thier, ich kann dich nicht mehr leiden!"

Wer hätte glauben sollen, daß der Hund von dieser Strafpredigt auch nur ein Wort verstehen würde! Und doch muß er sie ihrem ganzen Inhalte nach verstanden haben; denn am andern Tage kam er und brachte das von der Henne abermahls in seine Hütte gelegte Ey im Maule und legte es der Pfarrerinn unversehrt zu Füßen *).

---

*) Diese Geschichte, die einen gewiß nicht unwichtigen Beytrag zur Thierseelenkunde liefert, ist buchstäblich wahr, denn ich habe sie aus dem Munde des Sohnes der Pfarrerinn selbst.

Die Katze.

XIV.

Das Kaninchen.

Neünte Unterhaltung.

Die Hauskatze.

Ros. Da Theodor und Carl so große Katzenfreünde sind, und mit diesen Thieren immer spielen und umgehen; so sollen sie auch heüte die Naturgeschichte der Katze erzählen. Theodor soll uns vor allem sagen, was er von ihrem Körperbau anzugeben weiß.

Theodor. Erlaube mir doch, lieber Vater, daß ich meine Katze herhohle und sie bey meiner Beschreibung vor Augen behalte.

Ros. Dieses zu thun, sey dir erlaubt.

Theodor. Da seht einmahl den Kopf an, ich kann ihn mit keinem andern geometrischen Körper als mit einer Kugel vergleichen, und daher sage ich: der Kopf der Katze ist rund. Das Maul ist eben nicht sonderlich groß, und die Nase ist da vorn wo sie kahl ist, dreyekkig, und in der Mitte geht eine senkrechte Furche durch. Die Bart-

haare oder Schnurren da um die Lippen sind nicht zu übersehen, meine hochgeehrtesten Zuhörer, und auf die zugespitzten, inwendig kahlen, aufgerichteten, gerade vorwärts geöffneten und vor- und rückwärts beweglichen Ohren belieben sie ebenfalls ihre Aufmerksamkeit zu richten. Nun aber sehen sie meinem Kätzchen ein wenig in die Augen, was für eine Farbe haben sie? Nicht wahr, sie sind grünlich gelb? Solche Augen sollen unter den Menschenkindern nicht sehr beliebt seyn. Diesen sollen nur schwarze oder blaue Augen wohlgefallen. Daß übrigens die Augen der Katzen im Dunkeln wie Feüer blitzen, haben sie wohl schon bemerkt. Gern wollte ich Ihnen die rauhe Zunge und das Gebiß meiner Katze zeigen; aber sie versteht keinen Spaß und läßt sich nicht gern ums Maul herumfahren. Merken Sie daher nur im Vorbeygehen, daß jede Kinnlade sechs spitzige Vorderzähne, jede auf beyden Seiten einen spitzigen Ekkzahn und drey spitzige fast kegelförmige Bakkenzähne hat. Dieß Gebiß schon ist eine gefährliche Waffe, noch gefährlicher aber sind die Krallen, die, um durchs Gehen nicht abgenützt zu werden, in haütigen Scheiden liegen, und, nur wenn sie ihre Dienste verrichten sollen, von dem Thier nach Willkühr herausgestrekkt werden. Jede Zehe, deren vorn fünf,

hinten vier sind, ist mit einer solchen Kralle versehen. Ich denke, ihr habt alle schon erfahren, wie es thut, wenn man mit diesen Waffen verwundet wird.

Amalia. Leider! Hier trage ich noch die Spuren von einem Hieb deiner Leibkatze.

Theodor. Diese Risse auf deiner Hand mögen dich lehren, mein liebes Schwesterchen, den Katzen so wenig als den falschen Menschen jemahls zu trauen. Trau! schau! aber, wem? — Jetzt aber schaut her auf den Schwanz meiner Katze. Er ist, wie ihr seht, ziemlich lang, doch erreicht er nicht die Länge des Leibes. Gegen das Ende hin läuft er spitzig zu, ist mit großer Schnellkraft zum Springen versehen, und steht gewöhnlich aufwärts.

Ros. Nun soll mir Carl sagen, soviel er vom Naturell unserer Katze weiß.

Carl. Ja, davon weiß ich nicht viel. Daß sie, so sehr sie uns manchmahl schmeichelt, immer falsch und tückisch bleibt, habe ich nicht nur oft gehört, sondern auch selbst schon erfahren. Auch kann sie das Naschen nicht lassen.

Ros. Wenn Carl nichts mehr weiß, so nimm du das Wort wieder, Theodor.

Theodor. Wie blutgierig und raubsüchtig sie ist, erfahren nicht nur die armen Mäuse und Ratten, sondern auch die jungen Vögel, denen sie in ihren Nestern oft nachstellt. Um nun diese aufzusuchen, klettert sie vermittelst ihrer Krallen auf die höchsten Bäume und geht über die schmalsten Latten und Stangen. In diesem Stükke übertrifft sie noch den geschikktesten Seiltänzer. Auch thut es ihr nichts, wenn sie etwa einmahl von so einem hohen Orte herabstürzt, denn sie fallt immer auf ihre vier Pfoten. Wie tief die Mordlust oder der Trieb zu rauben in ihrer Natur gegründet seyn müsse, beweist der Umstand, daß sie auch den schönsten Canarien-Vogel ihres Herrn, wenn sie ihn erwischen kann, nicht verschont. Indessen verbindet sie mit diesen schlimmen Eigenschaften doch auch eine gute, nämlich eine ganz besondere Reinlichkeit. Denn sie pflegt nicht nur ihren Unrath zu verscharren, sondern sich auch fleißig mit den Vorderpfoten gleichsam zu kämmen und zu reinigen, welches, jedoch fälschlich, von manchen Leuten für ein Zeichen der Veränderung des Wetters gehalten wird.

Ros. Weißt du auch, welche besondere Eigenschaft ihre Haare haben?

Theodor. O ja! Sie sind sehr elektrisch, daher sprühen, wenn man mit der Hand über ihren

Rükken und zwar von hinten nach vorn fährt, Funken mit einem ziemlich lauten Knittern heraus.

Ros. Die Farbe der Katzen wirst du mir angeben können, Carl.

Carl. Ey! ich habe schwarze, weiße, graue, braune, gelbe, und geflekkte Katzen schon gesehen.

Ros. Und was sie gewöhnlich fressen, wirst du wohl auch wissen?

Carl. Je nun! ich glaube sie fressen wohl alles, was die Menschen essen; denn was wir unserer Katze von unserm Tische geben, das frißt sie. Doch daücht mich, daß Fleisch ihre liebste Speise, und Milch ihr liebstes Getränke ist.

Ros. Weßwegen hält man denn die Katzen im Hause?

Carl. J! damit sie die Maüse und Ratten, diese beschwerlichen Gäste, die alles benagen, wegfangen.

Ros. Welche Vorsicht muß man aber anwenden, wenn man will, daß sie gut mausen sollen?

Theodor. Man darf sie nicht einsperren, sondern muß sie frey im Hause herumstreichen lassen. Denn eine eingesperrte Katze scheint ihre Blutgier ordentlich zu vergessen.

Ros. Hast du auch schon bemerkt, wie sie ihre Beüte zu erlangen suchen?

Carl. Ach ja! Das habe ich oft schon gesehen. Erst schleichen sie nämlich mit niedergebogenem, gestrekktem Leibe an dieselbe hinan, liegen ganz still, wedeln mit dem Schwanze, zielen und fahren dann auf Ein Mahl mit einem Sprunge auf sie los und suchen sie mit ihren Krallen zu ergreifen und fest zu halten. Lauern sie auf Maüse, so sitzen sie oft halbe Tage lang ganz still vor ihren Löchern, und wischt denn einmahl eine daraus hervor, husch! springt die Laurerinn nach ihr und sucht sie zu ergreifen. Ist ihr ihr Sprung gelungen und hat sie eine erwischt, so spielt sie erst eine Zeit lang mit ihr, indem sie sie los läßt und wieder fängt, ehe sie sie todt beißt.

Ros. Welche Gerüche haben die Katzen vorzüglich gern, und welche verabscheüen sie?

Theodor. Den Geruch der Katzenmünze, des Baldrians und vorzüglich des Marum verums lieben sie so, daß sie sich oft vor lauter Vergnügen auf diesen Kraütern herumwälzen, sie zerbeißen oder ausscharren. Hingegen ist ihnen der Geruch der Raute im höchsten Grade zuwider.

Ros. Wie viel Junge wirft eine Kitze (Katzenweibchen)?

Theodor. Drey bis zwölf, und diese sind alle Mahl neün Tage blind.

Ros. Was thut denn die Kitze, wenn sie Menschen oder Thiere beym Lager ihrer Jungen bemerkt?

Carl. Da pakkt sie sie am Halse an, und trägt sie an einen andern Ort. Oft verstekkt sie sie auch vor dem Kater, der bisweilen Appetit nach seinen eigenen Kindern bekommt und sie auffrißt.

Ros. Wie hoch kann eine Katze ihr Alter bringen?

Theodor. Bis auf zwölf oder dreizehn Jahre.

Ros. Sind sie leicht zu tödten?

Theodor. Nein, sie haben vielmehr ein sehr zähes Leben, und man hat Beyspiele, daß eine große Menge des stärksten Giftes keine tödtlichen Wirkungen bey ihnen hervorbrachte.

Ros. Wodurch drükken sie ihre Empfindungen und Leidenschaften aus?

Theodor. Durch Miaunen, durch Heülen, durch Zischen, durch Knurren.

Ros. Was für Nutzen ziehen die Menschen noch außer dem vorhin angegebenen von den Katzen?

Theodor. Ihr Fleisch ist eßbar, und wird in Zeiten der Noth, hie und da auch für gewöhnlich gegessen. Ihr Balg gibt ein brauchbares Pelz-

werk, ihre Gedärme taugen zu Saiten und ihr Fett wird von den Wundärzten als zertheilend gerühmt.

Ros. Welche Vorsicht haben wohl alle, welche Katzen halten, anzuwenden, damit ihnen diese Thiere nicht schädlich werden?

Theodor. Vor allen hat man darauf zu sehen, daß sie sich nicht, da sie der Wärme sehr nachgehen, auf dem Feüerherd oder in den Ofen legen, damit sie nicht etwa glühende Kohlen, die sich ihnen anhängen, an feüerfangende Orte tragen. Ferner hat man darauf zu sehen, daß sie nicht Gelegenheit finden, sich auf den Hals kleiner Kinder zu legen (was sie der Wärme wegen gerne thun), und dadurch sie zu erstikken, oder sie zu beißen, oder ihnen die Augen auszukratzen. In Kinderstuben oder in Schlafgemächern sollten sie also nicht geduldet werden. Man muß sich auch hüten, durch Nekkereyen sie zu erzürnen, weil sie im Zorne auch nach den bekanntesten Personen beißen und ihr Speichel in diesem Zustande tödtliches Gift wird. Da sie auch wie die Hunde toll werden, so hat man immer Achtung zu geben, ob sich keine Spur dieser Krankheit an ihnen zeige. Denn eine toll gewordene Katze ist, weil sie auch auf erhabene Orte sprin-

gen und überall hinklettern kann, fast noch gefährlicher, als ein toller Hund.

Nun soll Amalia verschiedene Geschichten von Katzen erzählen, die ihr Naturell in besonders deütlichem Lichte zeigen.

Amalia. Ein gewisser Engländer, Namens Mariette, hatte eine besondere Lieblingskatze und dieß Thier saß über Tisch immer neben ihm und empfing aus seiner Hand immer die besten Bissen von dem, was aufgetragen wurde. Einst hatte Mariette Fremde bey Tische, und da er sich seiner Tischfreündinn doch etwas schämen mochte, so mußte diese in einem Winkel ihr Mittagsmahl einnehmen. Nach Tische hielt Mariette sein gewöhnliches Mittagsschläfchen. Dieß Mahl wollte er aber zur gehörigen Stunde nicht erwachen, man wurde daher aufmerksam und öffnete sein Zimmer. Als man hintrat, fand man ihn todt und seine Leibkatze ruhig unter dem Ofen liegen. Der herbey gerufene Arzt schöpfte Verdacht. Um zur Gewißheit zu gelangen, befestigte er einen Bindfaden am Kopfe des Todten, leitete diesen in ein Nebenzimmer, ließ alle Anwesende sich aus dem Sterbezimmer entfernen und fing nun an, vermittelst des Fadens den Todten in Bewegung zu setzen. Kaum nahm die Katze diese Bewegung wahr, so stürzte sie

*

wüthend auf ihren Herrn, als wenn sie ihn erst noch erwürgen wollte. Dieß überzeugte den Arzt, daß Mariette's Tod eine Folge der Bosheit und Rachsucht seiner Lieblingskatze gewesen sey.

Das Gegenstükk hierzu liefert die Katze des Rectors Zimmermann in Thorn. Dieser hatte eine Hauskatze, mit der sich eines seiner Kinder vorzüglich abgab. Das Kind wurde krank, da wich die Katze nicht von seinem Lager. Es starb und die Katze verließ es auch im Tode nicht, sondern stand immer bey der Leiche. Als diese beerdigt war, verkroch sich das treüe und dankbare Thier in einen Winkel und härmte sich da zu todt.

Eine ganz besondere List und Klugheit bewies eine Katze in einem Kloster. Oefters fehlte eine Fleischportion, so bedachtsam sie auch der Koch in den Topf zu zählen pflegte. Dieß war fast immer der Fall, wenn man an der Hausthür geklingelt und er nachgesehen hatte, was man wolle. So wie er zurükk kam, war die Fleischportion weg.

Daß aber so oft geklingelt wurde, ohne daß, wenn er nachsah, jemand an der Pforte war, machte ihn aufmerksam. Einmahl verstekkte er sich, da man klingelte, doch so, daß er sehen konnte, was in der Küche vorging. Kaum hatte er sich verstekkt, so eilte die Klosterkatze zu einem Fenster hinein und

hohlte sich eine Portion Fleisch aus dem Topfe. Der Koch stellte noch einige Beobachtungen an, und siehe da! er überzeugte sich vollkommen, daß es die Katze war, welche klingelte, dadurch den Koch aus der Küche lokkte und sich so Gelegenheit verschaffte, ihren Appetit nach Fleisch auf Kosten der Herren Mönche zu stillen.

Bey dem großen Erdbeben, das 1783 einen großen Theil von Unter-Italien und Sicilien verwüstete, retteten zwey Katzen das Leben ihres Herrn. Wie wüthend und als wollten sie den Fußboden durchgraben, scharrten sie. Man öffnete ihnen eine Thür nach der andern, ihr Herr folgte ihnen nach und kam so ins Freye. Kaum war er da, so erbebte die Erde, und sein Haus stürzte zusammen. Offenbar haben diese Katzen ein besonderes Vorgefühl von der bevorstehenden Begebenheit gehabt.

Zehnte Unterhaltung.

Das zahme Kaninchen.

Ros. Wer kann mir denn wohl das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte des Kaninchens erzählen?

Carl. Etwas weiß ich wohl davon, aber eben nicht alles. Soll ich dieß erzählen?

Ros. Ey freylich!

Carl. Nun sieh! Diese niedlichen Thierchen halten sich in Ställen auf und laufen unter den Pferden, Kühen, Schafen ꝛc. herum, wie ich dieß oft schon drüben bey unserm Freunde Wilhelm, der, glaub ich, ein paar Dutzend solcher Thiere hat, gesehen habe. Im Stalle graben sie sich Höhlen und leben darin. Wenn Wilhelm pfeift, da gibt es einen Spaß! Da kommen sie alle aus ihren Höhlen hervor, laufen auf ihn zu, nehmen ihr Futter aus seinen Händen und lassen sich von ihm streicheln. Und wenn sie so für sich sind und mit

einander spielen, welches vorzüglich die Jungen gern thun, das ist auch spaßig anzusehen. Da machen sie lustige Sprünge, gehen auf den Hinterfüßen, putzen sich, wie die Katzen, mit den Vorderfüßen, liebkosen auch damit einander und treiben so allerley Kurzweil. Wenn Wilhelm sie füttert, so gibt er ihnen Gras, Heu, Kohlblätter, Rüben oder Hafer.

Ros. Mit welchen Thieren haben sie denn die meiste Aehnlichkeit?

Carl. Ey! mit den Hasen; man sollte glauben, es wären Hasen.

Ros. Beym ersten Anblikk scheint es so. Indessen sind sie doch von denselben sehr verschieden. Sie sind weit kleiner als die Hasen, haben sehr dünnbehaarte Ohren und weit kürzere Hinterfüße, und den Trieb, sich zu ihrer Sicherheit tiefe Höhlen in die Erde zu graben. — Wer von euch kann mir denn das Gebiß des Kaninchens beschreiben?

Fritz. Das kann ich. Das Kaninchen gehört unter die Nagethiere, und diese Thiere haben alle, sowohl in der untern, als in der obern Kinnlade zwey Vorder- oder Schneidezähne, und die Ekk- oder Hundezähne fehlen. Unten hat des Kaninchen, so wie der Hase, auf jeder Seite fünf, oben aber sechs schmale Bakkenzähne.

Ros. Wenn du die Sache genau nehmen willst, so mußt du sagen: das Kaninchen hat, so wie auch der Hase, oben vier Schneidezähne, nur stehen diese nicht neben, sondern je zwey und zwey dicht hinter einander, so daß es scheint, als wären ihrer nur zwey vorhanden. — Was weißt du denn von den Füßen des Kaninchens anzugeben?

Fritz. Diese sind gespalten und haben vorn fünf und hinten vier Zehen, und die Fußsohlen sind behaart.

Ros. Welche Farbe haben die Kaninchen?

Fritz. Es gibt weiße, gelbe, rothe, braune, schwarze, graue, blaue, aschfarbene und mit allen diesen Farben verschieden geflekkte. Bey der Farbe der Haare fällt mir auch ein, daß die Augen der hellfarbigen blutroth, und die Augen der dunkelfarbigen bald grau, bald gelb, bald braun, bald blau sind.

Ros. Amalia, sage mir doch etwas von dem Nutzen der Kaninchen.

Amalia. Ihr Fleisch, insbesondere, wenn sie mit Hafer gemästet worden sind, ist schmakkhaft, und wird von manchen Personen gegessen. Die Bälge der weißen, blauen und schwarzen ge-

ben ein gutes Pelzwerk, das man zu Mützengebrämen, Aufschlägen, Müffen u. a. m. sehr dienlich findet. Ihre Haare werden vom Huter zu Hüten, und in Fabriken zu Strümpfen und Zeugen verarbeitet. Insbesondere sind die Haare der so genannten Seidenkaninchen oder Rupfhasen, einer Spielart von unserm gewöhnlichen Kaninchen, sehr schätzenswerth. Denn sie geben, wie Floretseide, das feinste Garn zu Strümpfen und Handschuhen, und vermischt mit Spanischer Wolle, Seide oder Baumwolle, das vortrefflichste Gewebe und die feinsten Hüte.

Carl. Hat denn das Kaninchen nicht auch seine Feinde?

Amalia. Ey, ja wohl! Die Hunde, die Katzen, die Marder, die Iltisse, die Wiesel und die Ratten stellen ihnen nicht wenig nach, und im Innern werden sie oft von den Bandwürmern geplagt.

Eilfte Unterhaltung.

Das Kameel.

Carl. Schade, daß ihr diesen Nachmittag nicht mit in der Stadt waret! Da hättet ihr etwas Artiges gesehen!

Fritz. Nun! was denn?

Carl. Ein Kameel, mit einigen Aeffchen.

Fritz. Ach! Das habe ich schon oft gesehen. Solche Landstreicher, die ein Kameel tanzen, und ihre Affen lustige Sprünge machen lassen, kommen fast alle Jahre hieher.

Carl. Wo sind denn die Kameele eigentlich zu Hause?

Fritz. Arabien, das dürrste Land von der Welt, ist ihre eigentliche Heimath. Von hier aus haben sie sich in ganz Asien, in einem Theile von Afrika, und in der Europäischen Türkey verbreitet.

XV.

Das Kameel.

XVI.

Das Rennthier.

Carl. Und so weit werden sie her getrieben?

Fritz. Diejenigen, welche zu uns kommen, kommen aus Italien. In einer gewissen Gegend dieses Landes lebt eine Kolonie von Menschen, die sich mit der Kameelzucht abgeben.

Carl. Gehören denn die Kameele auch zu den Hausthieren?

Fritz. Allerdings! und zwar zu den allernützlichsten.

Carl. So?

Fritz. Ja, ja! Ohne das Kameel könnten große Distrikte von unserer Erde gar nicht bewohnt, andere nicht bereiset und untersucht werden. Ein glühend heißer Himmel, ein brennender Sand, eine fast ewige Dürre scheinen gewisse Gegenden von Asien und Afrika völlig unbewohnbar zu machen. In diesen Gegenden findet der Durstige keinen Brunnen, der Müde keinen Schatten, der Hungrige keine labende Frucht. Nakkte Felsen und Gerippe von verschmachteten Thieren sind die einzigen Gegenstände, die sich dem Auge des Wanderers darbieten. Meinst du wohl, daß es je ein Mensch wagen würde, dergleichen Gegenden, die viele, viele Tagreisen lang und breit sind, zu durchreisen, wenn er nicht auf einen gewissen und sichern Beystand rechnen könnte? Diesen Beystand nun

leistet ihm das Kameel. Da es nämlich von Natur äußerst sanft ist, so läßt es sich leicht regieren und abrichten; da es geschwind geht — sein Trab gleicht schon dem Gallop des Pferdes — und dabey den, der auf ihm sitzt, nicht stößt und erschüttert, so ist es sehr brauchbar zum Reiten; da es zehn bis zwölf Centner tragen und dabey des Tages sechzehn Stunden in Einem fort gehen kann, auch wenn die Reise mehrere Wochen dauert und viele hundert Meilen beträgt; so dient es, um Kaufmannsgüter oder andere Lasten leicht und weit zu transportiren; und da es sehr genügsam ist, und schon mit Disteln und andern stachlichen Gewächsen, die man auch in Wüsten findet, vorlieb nimmt, und überdieß nur alle vier und zwanzig Stunden Ein Mahl eine Mahlzeit, und innerhalb neün bis zehn Tagen nichts zu saufen verlangt; so kann man mit ihm die weitesten Reisen durch die unfruchtbarsten Wüsteneyen machen.

Ros. Wie es zugehe, daß das Kameel so lange nichts zu saufen braucht, muß ich euch doch erklären. Es hat nämlich, außer den vier Mägen, die es mit allen wiederkaüenden Thieren, worunter es auch gehört, gemein hat, noch einen fünften. Dieser ist nun eine Art von Beütel, worinn es eine große Menge Wassers so aufbewah-

ren kann, daß es weder in Faulniß geräth, noch auch sich mit andern Nahrungsmitteln vermischt. Diesen innerlichen Wasserbehälter nun kann das Thier nach Willkühr öffnen und wieder verschließen. In den Tagen des Mangels öffnet es ihn und läßt eine gewisse Menge des darin enthaltenen Wassers in den Magen, worin die Speisen sich befinden. Gehet den Reisenden, die ihr Wasser in Schlaüchen bey sich führen müssen, dieses Getränk aus und entsteht dadurch große Noth, ohne daß Hoffnung vorhanden ist, bald eine Quelle zu finden; dann sind sie in die traurige Nothwendigkeit versetzt, eines dieser treüen Thiere zu schlachten und sich mit dem, in ihrem Wassersakk enthaltenen, Wasser zu laben, und vor dem Verschmachten zü sichern. Auf einer Reise, die schon zehn Tage gedauert hatte, ohne daß die Kameele einen Tropfen Wassers bekommen hätten, schlachtete man eines derselben, und fand noch drey Maß gutes trinkbares Wasser in demselben. — Nun fahre du wieder in deinem Unterrichte fort, mein lieber Fritz.

Fritz. Merkwürdig ist es, daß diese Thiere ein besonderes Vergnügen an der Musik zu haben scheinen; denn wenn man ihnen auf dem Wege etwas vor musicirt, es sey nun, daß man singt

oder ein Instrument spielt; so gehen sie ordentlich nach dem Tacte, und je geschwinder dieser ist, desto geschwinder gehen sie. Ja sie machen sogar, wenn Musik sie begleitet, mehrere Meilen des Tages über ihre gewöhnliche Tagreise. Dagegen vermögen aber Sporn und Peitsche nichts über sie.

Amalia. Es ist doch merkwürdig, daß mehrere Thiere auch darin mit dem Menschen eine Aehnlichkeit haben, daß sie auf helle oder liebliche Töne achten und ein besonderes Vergnügen daran finden. Der Elephant z. B. lernt sehr leicht den Tact schlägen und sich nach ihm bewegen, auch mischt er zuweilen selbst der Musik einige Töne bey. Man sah Hunde, die, sobald sie Musik hörten, herbey kamen und aufmerksam zuhörten. Fast alle Lastthiere scheinen leichter zu tragen und munterer fort zu schreiten, wenn sie beständig dergleichen Töne hören, daher man ihnen auch gern Glokken und Schellen anzuhängen pflegt. Daß das Pferd beym Schalle der Schlachtrompete gleichsam begeistert zu seyn scheint, ist eine bekannte Sache.

Ros. Die Wirkung, die der Schall der Trompete auf die daran gewöhnten Pferde hat, gab einmahl zu einem poßierlichen Auftritt Veranlassung. Ein Bauer ritt ein Pferd, das ehemals einem Dragoner gehört hatte. Er kam in die Gegend, wo ein

Regiment Husaren exercirte. Es wurde zum Angriff geblasen. Kaum hörte dieß das Pferd des Bauern, so ging es mit ihm durch, rennte über Stokk und Stein und schloß sich dem Regimente an. Die Figur eines Bauers in einer Reihe uniformirter Husaren macht ohne dieß schon einen lächerlichen Abstich. Nun aber erst bey einer solchen Gelegenheit! Daß Offiziere und Gemeine nicht wenig lachten, und der Bauer nicht wenig Angst ausgestanden habe, könnt ihr leicht denken. — Aber nun zurükk zu unserm Kameele. Zum Reiten und Lasttragen ist, wie ihr gehört habt, kein Thier tauglicher als dieses, und wegen seiner übrigen Eigenschaften keines für die Länder mit unermeßlichen Sandwüsten mehr passend, als eben dieses. Aber es verschafft außerdem seinem Eigenthümer noch andere große Vortheile, und daher hält der Araber dieses Thier für ein Heiligthum, und betrachtet es als eines der wohlthätigsten Geschöpfe des Himmels. Und wenn man bey ihm sagen will: der Mann ist so und so reich, so sagt man: der Mann hat so und so viel Kameele. Nach der Zahl der Kameele wird also bey dem Araber der Grad des Reichthums bestimmt.

Carl. Was für Nutzen verschafft denn sonst noch das Kameel seinem Eigenthümer?

Ros. Der Araber genießt seine Milch, den daraus bereiteten Käse und sein Fleisch mit großem Vergnügen. Besonders wird sein Hökker für eine Delikatesse gehalten. Die Kalmükken machen aus seiner Milch auch einen starken Branntwein, den sie sehr gern trinken. Seine Haare werden gesponnen und zu Fußdekken und schönen Zeügen verwebt, und aus den Schwanzhaaren macht man Bürsten. Die Knochen werden zu Tabakkspfeifen verarbeitet, seine Haut wird zu Chagrain zubereitet, und zu Schlaüchen verarbeitet, und sein Urin gibt Salmiak. Nicht einmahl den Mist läßt man verloren gehen; man trokknet ihn und gebraucht ihn entweder als Streü, oder statt des Holzes zum Einfeüern und Kochen.

Carl. Da dächte ich aber doch, da wäre das Holz besser, als solcher Mist.

Ros. Du hast ganz Recht. Aber in Gegenden, wo es kein Holz gibt, ist man froh, wenn man nur irgend ein Brennmaterial hat.

Theodor. Mir fällt eine Schwierigkeit ein, die beym Bepakken eines Kameeles statt finden muß, und von der ich nicht einsehe, wie die Leüte sie beseitigen. Bey der Höhe dieses Thieres kann man ja nicht leicht etwas auf seinen Rükken bringen, wenn man nicht ein Gerüst dazu macht. Und

Und ein solches Gerüste immer zu machen, oder mit sich zu führen, mag doch auch nicht wohl angehen.

Ros. Der Araber kommt ohne ein solches Gerüste zurecht und bringt doch die Lasten leicht auf das Kameel. Das einfachste Mittel dazu hat er sich ausgedacht.

Theodor. Laß doch hören.

Ros. Er richtet es in der Jugend ab, daß es sich, wenn es bepakkt, oder von einem Reiter bestiegen werden soll, nieder legt. Fühlt es, daß man es zu schwer beladen hat, so stößt es nach dem unbilligen Menschen, der ihm mehr auflegt, als es tragen kann, brummt und weigert sich aufzustehen. So wie es nun abgerichtet ist, um sich auf eine bequeme Art bepakken zu lassen, so ist es auch zu einem gewissen regelmäßigen Verhalten auf Reisen abgerichtet. Sobald nämlich eine Karavane auf einem Lagerplatze angekommen ist, so stellen sich alle Kameele, die Einem Herrn angehören, in einen Kreis und setzen sich dann nieder. Nun werden die Ballen, womit sie bepakkt sind, losgemacht und auf die Erde gelassen. Ist dieß geschehen, so stehen die guten Thiere wieder auf und zerstreuen sich, um ihre Nahrung zu suchen. Hierzu brauchen sie etwa zwey Stunden. Jetzt folgt noch ei-

ne Ruhezeit von sechs Stunden. Dieß ist die Tagesordnung der Reisen in den Wüsten. Mit Tagesanbruch setzt sich jedes Kameel zwischen seine zwey Ballen, die es genau kennt, läßt sich dieselben zu beyden Seiten wieder befestigen und nun geht der Zug weiter fort, zu dessen Beschleunigung dann nicht selten musicirt wird.

Carl. Du hast vorhin das Wort Karavane gebraucht; sage mir doch, was eine Karavane ist?

Ros. Weil sich in den Arabischen und andern Sandwüsten viele Raüberbanden aufhalten, so getraut sich ein einziger Kaufmann, der oft für 100000fl. Waaren auf seinen Kameelen mit sich führt, nicht allein zu reisen; sondern er wartet bis sich noch mehrere andere Kaufleüte zu der nämlichen Reise vorfinden. Wenn ihrer nun so viel beysammen sind, daß sie sich stark genug glauben, einen Trupp Raüber, der sie allenfalls anfallen könnte, zurükk schlagen zu können, so treten sie ihre Reise an. Eine solche Karavane bildet oft einen großen, aus mehreren hundert Kameelen und vielen Menschen bestehenden Zug. Ein solcher Zug nun, dem sich oft auch Reisende, die nicht gerade Handel treiben, anschließen, und der in genauer und strenger Ordnung sich fort bewegt, heißt Karavane.

Amalia. Ich habe sonst die Kameele gar nicht leiden können; aber nun da ich weiß, daß sie so sanfte, gelehrige und überaus nützliche Thiere sind, bin ich ihnen ordentlich gut geworden.

Ros. Und warum konntest du sie denn nicht leiden?

Amalia. Ach, sie sehen doch gar zu häßlich aus. Mit einem ungeheüren Klumpen ist vermittelst eines unförmlichen langen Halses ein kleiner Kopf mit kurzen Ohren und einer curiosen langen Schnautze verbunden. Der Bauch ist unförmlich dikk, das Kreüz mager, der haarige Schwanz klein und vollends die zwey Hökker, die machen es gar häßlich. Auch darf es auf seine Füße eben nicht stolz seyn, die großen an zwey Zehen befindlichen Hufe nehmen sich eben nicht gar zu gut aus. Rechnet man nun noch dazu die abscheülichen Schwielen, oder wie man die Dinger heißen mag, deren einer sich vorn an der Brust, vier an den Vorder- und zwey an den Hinterfüßen sich befinden, so meine ich, daß bey diesem Thiere von Schönheit oder einer wohlgefälligen Form die Rede nicht seyn könne.

Ros. Du hast Recht! Indeßen zieht daraus der Vernünftige eine vortreffliche Lehre. Ob du sie wohl findest?

*

Amalia. Je nun! ich meine, wir können vom Kameel lernen, daß Schönheit und Nutzbarkeit eben nicht immer mit einander gepaart sind.

Ros. Und welche von beyden Eigenschaften würdest du wählen, wenn dir die Wahl frey stände?

Amalia. Schönheit? ja! sie ist insbesondere für ein Mädchen ein großes Gut! Indessen Nutzbarkeit ist doch mehr werth, und ich entschlösse mich zur letztern.

Ros. Dieser Entschluß macht deinem Verstande und deinem Herzen Ehre. Denn wie das Kameel ohne Schönheit der Wohlthäter einer halben Welt seyn kann und deßhalb von ihr geschätzt wird, während dem das niedliche Zebra wohl bewundert, aber nicht geschätzt wird; so kann ein nutzbarer Mensch, auch wenn ihm die Gabe der Schönheit mangelt, Tausenden seiner Brüder zum Wohlthäter werden und sich ihre Achtung und Liebe verdienen und von ihrem Seegen begleitet seyn, während dem eine niedliche Zierpuppe oft nichts mehr ist, als eine — Puppe, d. h. ein Wesen, mit dem man tändelt, das man aber nicht achtet.

Carl. Die Schwielen, wovon Amalia sprach, habe ich auch bemerkt. Sie kommen wohl vom Niederknien und Niederlegen her?

Ros. Ehemals glaubte man dieses. Jetzt weiß man aber, daß sie dem Thiere angeboren sind. Man möchte fast sagen: die Vorsehung, die dieses Thier zum Lastthier bestimmt hat, hat ihm sein Loos dadurch erleichtert, daß sie ihm natürliche Kissen gegeben hat, auf die es sich beym Aufstehen stützen kann, damit es vom Schmerz des Gegendrukkes weniger fühle.

Amalia. In der That ein recht sprechender Beweis der Fürsorge Gottes. Wie preisens- und anbethenswerth erscheint uns diese nicht in allen ihren Anordnungen!

Ros. Von dieser väterlichen Fürsorge hat er dem Kameele noch mehr als einen Beweis gegeben. In den heißen Ländern, wo es lebt, bekommt nämlich der Sand durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen eine fast glühende Hitze. Tage, ja Wochen lang in diesem Sande zu gehen, würde für die Kameele höchst schmerzhaft seyn, weil der Sand sie an den Füßen brennen würde. Um sie nun vor diesem Ungemach zu bewahren, hat ihnen der gütige Schöpfer auch unten an die Füße einen unempfindli-

chen Ballen gegeben. Ferner, um es beym Verzehren seines rauhen, oft stacheligen Futters vor Schmerzen zu bewahren, hat er das Inwendige seiner Lippen, sein Zahnfleisch und den ganzen Mund mit Knorpeln überzogen.

Amalia. Da möchte man ja wahrhaftig sagen: das Kameel ist ein Herold, der die Güte des Herrn auch in der Wüste verkündigt. — Aber sage mir lieber Vater, werden denn diese Thiere durch solche Strapatzen nicht recht bald aufgerieben?

Ros. Sie bringen ihr Leben doch auf vierzig bis funfzig Jahre.

Amalia. Da zeichnen sie sich also auch durch ihre Lebensdauer vor den übrigen Lastthieren aus.

Ros. Wenn auch nicht vor allen, doch vor den meisten; denn der Elephant lebt noch länger.

Carl. Gehört denn der Elephant auch zu den Lastthieren?

Ros. Allerdings.

Carl. O, da wirst du dich wohl auch über dieses Thier mit uns unterhalten?

Ros. Nicht anders, und zwar in einer der nächsten Stunden. Ehe wir aber diese unsere heutige Unterhaltung schließen, muß ich euch von dem

Kameele noch etwas sagen. Von diesem Thier gibt es zwey Racen, die eine hat nur einen Hökker und wird gemeines Kameel, oder Dromedar genannt; die andere hat zwey Hökker und heißt auch Trampelthier. Das leztere zieht man wegen seines sanften und sehr schnellen Trabes und wegen seines natürlichen Sattels, zwischen den zwey Hökkern zum Reiten vor. Es soll in einem Tag dreißig bis vierzig Meilen zurükklegen können, und wird deßwegen zu Posten gebraucht. — Schließlich merkt, daß der Araber dem gemeinen Kameel nicht unschikklich den Namen Landschiff gibt.

Fritz. Etwas haben wir doch bey dem Kameele vergessen.

Ros. Was denn?

Fritz. Du hast mir einmal gesagt, ich soll immer auf das Gebiß eines Thieres Achtung geben, und es mir bekannt machen, weil man darnach die Saügethiere in gewisse Ordnungen abtheilt. Nun aber hast du uns vom Gebiß des Kameeles nichts gesagt.

Ros. Das läßt sich ja noch nachhohlen. In der obern Kinnlade hat dieses Thier, wie der Ochs, das Schaf und alle wiederkaüenden Thiere, keine Schneidezähne, in der untern aber hat es deren sechs, die alle schaufelförmig sind. Die Ekkzähne,

deren oben auf jeder Seite drey, unten zwey sind, stehen von einander ab. Der Bakkenzähne hat es oben auf jeder Seite fünf, unten aber nur vier.

Amalia. Ich wüßte wohl auch noch etwas vom Kameele anzuführen.

Ros. Und was denn?

Amalia. Die Art und Weise, wie der Araber sein junges Kameel zum Niederknien abrichtet.

Ros. Und wie macht er denn dieß?

Amalia. Er biegt ihm die Beine unter den Leib, legt ihm einen Teppich über den Rükken, der auf beyden Seiten bis auf die Erde reicht und noch ein Stükk davon bedekkt. Auf diese auf der Erde aufliegenden Enden des Teppichs legt er nun große Steine, damit das Thier nicht aufstehen kann und sich so an die Lage, die es oft annehmen muß, gewöhne.

Zwölfte Unterhaltung.

Das Rennthier (Rehnthier).

Ros. In den nördlichsten Theilen von Asien und Europa, wo fast ein ewiger Schnee das Erdreich bedekkt, und die Natur ihre Gaben nur mit kärglicher Hand ausgetheilt hat, lebt ein Thier, das den dortigen Völkern eben das ist, was das Kameel dem Araber ist, der in diesem Thiere einen treüen Begleiter durch seine Sandwüsten hat. Wer von eüch kann wohl errathen, welches Thier ich meine?

Fritz. Ach, das ist das Rennthier.

Ros. Richtig. Kannst du mir wohl das Merkwürdigste von diesem Thier sagen?

Fritz. Ich glaube, ich werde dieses können, denn ich habe seine Geschichte schon mehr als Ein Mahl in unserm Wilhelmi gelesen.

Ros. Nun so laß hören, was du davon weißt.

Fritz. Das Rennthier, dessen Name im Schwedischen Rehn ist, gehört eigentlich zum Hirschgeschlechte und hat in der Bildung, in der Größe und in der Lebensart die meiste Aehnlichkeit mit dem Hirschen, jedoch machen es der Kopf, die Stellung des Halses, und die Dikke des Leibes auch dem Rindvieh ziemlich ähnlich. Um von dem Schnee weniger geblendet zu werden, hat ihm der gütige Schöpfer, wie dem Pferde und den Vögeln, eine Nikkhaut gegeben, und um dem Eindringen des Schnees und der rauhen Luft zu wehren, wurden seine Lippen reichlich mit Haaren versehen. Am Halse hängt ein starker Bart von weißen Haaren herab, der bey jeder Bewegung hin und her schwankt. Sein Geweih gleicht zwar einiger Massen dem Hirschgeweih, doch hat es nicht wie dieses die Perlen, Furchen, Rosen u. d. gl. Es ist vielmehr ganz glatt, von gelblich brauner Farbe und (zumahl beym Rennhirsch, oden Rennbokk) ausnehmend groß und lang. Nie verändern die Enden desselben ihre Zahl und Stellung, ob es gleich alle Jahre abgeworfen wird, und dann wieder von neüem wächst. Gleich über der Stirn hat es zwey schaufliche Arme, die abermahls ein Beweis sind von der gütigen Vorsorge des Schöpfers. Mit diesen Schaufeln schaufelt es nämlich

den Schnee weg, um zu seiner Nahrung, dem Rennthiermoose, zu gelangen. Daher hat auch, gleichsam ausnahmsweise, die Rennkuh dieses Geweih. Ich sage ausnahmsweise, weil sich die Natur bey der Hirschgattung die Regel gegeben zu haben scheint, daß das weibliche Geschlecht geweihlos seyn soll.

Die Klauen sind größer und platter als bey irgend einem gehörnten Thiere, und häufig mit langen Haaren bedekkt. Auch in dieser Einrichtung erkennt man die Weisheit des Schöpfers, der überall die besten Mittel zur Erreichung seiner Absichten zu wählen gewußt hat. Das Rennthier kommt oft in den Fall, über den Schnee weg zu laufen; die breiten Klauen oder Schalen verhindern das Einsinken und befördern den schnellen Lauf. Die über den Klauen am hintern Theile des Fußes befindlichen Afterklauen schlagen bey jedem Tritte an die Wände der Klauen, wodurch ein Klappern entsteht, dem ähnlich, den Stükkchen kleine zusammen geschüttelte Steine verursachen. Dieses Klappern hat den Vortheil, daß sowohl die Heerden leichter beysammen bleiben, als auch, daß der Hirt ein verlornes Stükk bey dikkem Nebel, wo man nicht zehn Schritte weit sehen kann, leichter wieder findet.

Die Farbe des Rennthiers ist im Sommer ein schlechtes Grau, sehr dunkel ins Braune fallend auf dem Rükken, hell und mehr weißlich am Bauche. Im Winter hingegen sind sie mehr röthlich braun, mit gelb grauen Stellen, die untere Seite des Kopfes und des Halses aber, so wie eine Stelle über den Klauen, sind ganz weiß. Das Sibirische Rennthier aber ist am ganzen Körper weiß, und hat auch ein ästigeres Geweih als die andern.

Die liebste Nahrung dieses nützlichen Thieres ist, wie ich schon vorhin bemerkt habe, das Rennthiermoos, mit welcher armseligen Pflanze, die auch in unsern Wäldern wächst, die gütige Natur unabsehbare Haiden längs dem Eismeere bedekkt hat. Diese Pflanze wittert das Rennthier vermöge seines vortreflichen Geruches unter dem tiefsten Schnee und weiß sie dann mit Schaufeln seines Geweihes sehr geschikkt von demselben zu entblößen, um sie dann wohl behaglich zu verzehren. Im Sommer frißt es Baumrinden, Gras und Schößlinge, aber diese Nahrungsmittel sind ihm nicht so gedeihlich, wie gedachtes Moos. Sein Getränk ist Wasser und — wenn es ihn haben kann — der Urin vom Menschen, den es jedem andern

Getränke vorzieht. Im Winter stillt es seinen Durst mit Schnee.

Ein Hauptfeind dieses Thieres ist die so genannte Rennthierbremse. Diese Bremse läßt ihre Eyer, indem sie in der Luft schwebt, auf ein Rennthier fallen, an dessen Haaren sie hangen bleiben, weil sie (die Eyer) klebrig sind. Sobald die Made ausgekrochen ist, bohrt sie sich in die Haut des Rennthiers und nährt sich so lange von dessen Säften, bis sie zur Verwandlung reif ist, wo sie sich dann aus ihrer bisherigen Wohnung heraus und in die Erde hinein bohrt, um sich daselbst zu verpuppen und endlich in eine Bremse zu verwandeln. Die Beulen, deren Inneres die Wohnung dieser Maden ist, sind äußerst schmerzhaft, oft wohl gar tödtlich für das Rennthier. Daher lauft dieses auch, wenn es seinen Feind in der Nähe merkt, so stark es nur kann, um ihm zu entgehen, aber meistens ist seine Anstrengung vergeblich. Das einzige Mittel, das Thier vor seinen Peinigern zu schützen, ist, es in den Sommermonathen in kältere Gegenden, wo diese Bremse nicht hinkommt, zu treiben, welches Mittel die Lappländer auch gewöhnlich anwenden, indem sie mit Sakk und Pakk ihren Sommeraufenthalt verlassen, und in kältere Gegenden ziehen.

Was den Nutzen dieses Thieres anbelangt, so ist dieser unbeschreiblich. Es liefert den Lappländern und mehreren andern Völkern fast alle Bedürfniße ihres Lebens. Sein Fleisch, das sehr schmakkhaft ist, so wie die fette gute Milch und der daraus verfertigte Käse stillen Hunger und Durst. Das Fell liefert das Material zu Kleidung, Bett, Wohnung, (die Zelten der Lappländer und anderer Völker werden nämlich von Rennthierfellen gemacht), zu Nachen, Schlitten und Köcher. Die Sehnen geben Fäden, Schnüre, und Schiffsseile, die Gedärme Strikke, die Knochen Nadeln, Löffel, Messer und Gabeln, die Klauen Trinkgeschirre, die Blasen Branntweinflaschen, und aus dem Blute, das vermischt wird mit dem, was sich im Magen vorfindet, macht man Blutwürste. Selbst das rohe Mark, so wie das noch zarte, sprossende Geweih, wird gegessen und für die größte Lekkerey gehalten. Demnach ist fast kein Theil am Rennthiere, der nicht benützt würde und irgend einem Bedürfniße abhälfe. Das ist aber noch nicht genug! Auch während seines Lebens verschaft das Rennthier seinen Besitzern noch außer der Milch großen Vortheil. Weil es sehr schnell läuft — es macht in neünzehn Minuten eine deütsche Meile — so bedient man sich

dessen zu Reisen in Schlitten. Doch darf man es nicht übertreiben und des Tages nicht mehr als sieben Meilen mit ihm machen, sonst kostet es ihm das Leben. Auch zum Lasttragen braucht man es, und die Tungusen reiten darauf. Daß man auf die Zucht und Vermehrung so nützlicher Thiere viel Sorgfalt wenden werde, läßt sich leicht begreifen. Die Koriäken sollen Heerden zu dreißig bis vierzig tausend Stükk haben, die aber nicht in Ställen aufbewahret und gefüttert, sondern in die unermeßlichen Waldungen und Gebirge getrieben und dort unter Aufsicht mehrerer Hirten und Hunde geweidet werden. Je mehr in den nördlichen Gegenden Einer Rennthiere hat, desto reicher ist er, und der Aermste wird unabhängig, wenn er es so weit gebracht hat, daß er sich eine kleine Heerde dieser Thiere halten kann. Der Samojede schenkt seiner neugebornen Tochter einige Rennthierkühe, und was sie erarbeiten, das ist einst ihr Brautschatz. Bey dieser Achtung, in welcher das Rennthier, das eine wahre und sehr reiche Segensquelle für einen sehr großen Himmelsstrich ist, steht, ist es wohl kein Wunder, wenn die Lappländer den, welchem sie ein recht schmeichelhaftes Compliment machen wollen, einen rechten Rennthierochsen nennen.

Uebrigens bemerke ich noch, daß das zahme Rennthier sein Alter auf vierzehn bis funfzehn Jahre bringt, die in der Wildniß umher laufenden aber noch länger leben.

Dreizehnte Unterhaltung.

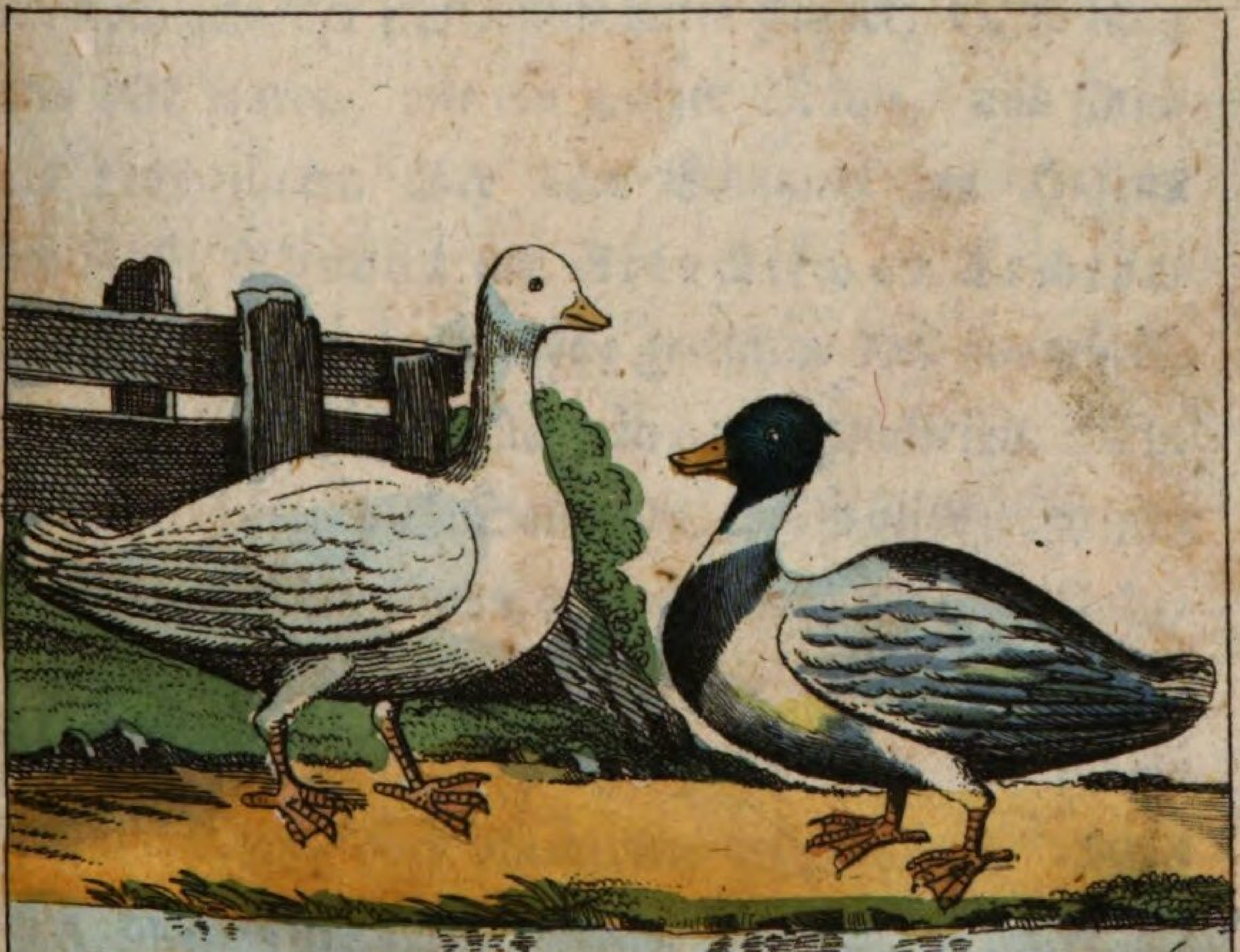
Der Elephant.

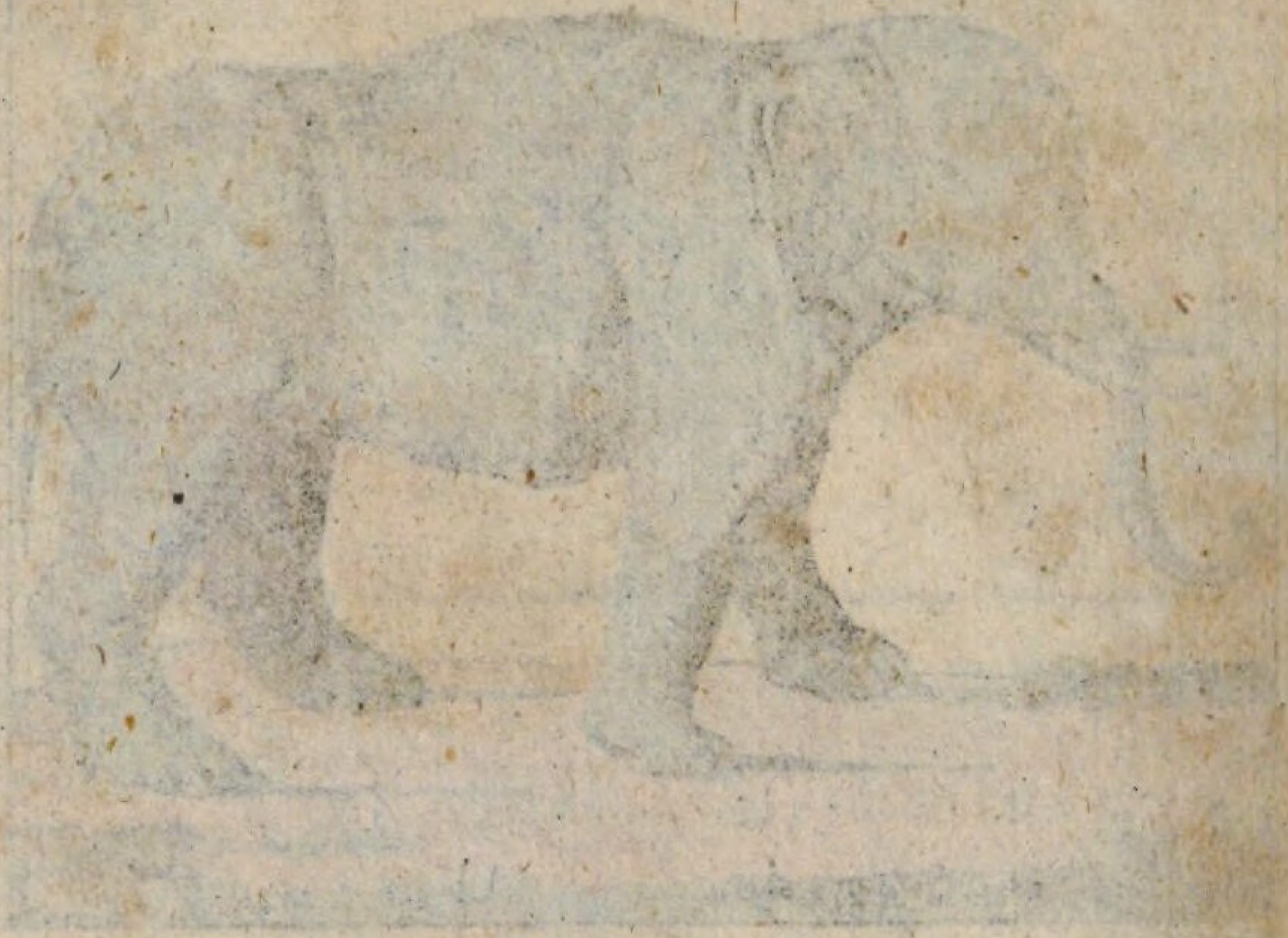
Ros. Ich habe dir, mein lieber Fritz, den Auftrag gegeben, mir auf heüte einen Auszug aus den verschiedenen Beschreibungen des Elephanten, die ihr in Händen habt, zu liefern. Bist du wohl damit zu Stande gekommen, und kannst Du uns deine Arbeit nun vorlesen?

Fritz. O ja! lieber Vater.

Ros. Nun! so lies. Eüch übrigen aber ertheile ich die Erlaubniß, darein zu reden, wenn ihr etwa eine Frage zu thun, oder eine Bemerkung zu machen habt.

Fritz. Nun so höret denn! der Elephant ist ein wahrer Koloß unter den Landthieren, und ein so merkwürdiges Geschöpf, daß seine Geschicht





allen Menschen bekannt zu seyn verdiente, denn sie liefert den sprechendsten Beweis zu dem Ausspruche der Bibel: Herr, groß sind deine Werke! und weislich und wunderbar hast du sie geordnet und eingerichtet.

Carl. Saget mir doch, was ein Koloß ist; dieses Wort habe ich gar noch nicht gehört.

Fritz. Der Kolosse war eine aus Erz gegossene Bildsaüle, die einen von den erdichteten Göttern der Griechen, Apollo genannt, vorstellen sollte. Diese Bildsaüle war von außerordentlicher und ganz ungewöhnlicher Größe. Sie soll siebenzig Ellen hoch gewesen seyn, und hatte Finger, die so lang und dikk waren, wie ein ganzer Mann, und stand als Leüchtthurm über dem Eingange des Hafens der Insel Rhodus im Griechischen Archipelagus, so daß die Schiffe zwischen den ausgebreiteten Beinen der Saüle ein- und ausliefen. Ein Erdbeben stürzte diese Saüle um, und so blieb sie mehrere hundert Jahre liegen, bis endlich im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt die Saracenen in jene Gegenden kamen, sie zerschlugen, und die Trümmer auf 900 Kameelen wegführten. Weil nun diese Bildsaüle, welche die Alten unter die sieben Wunderwerke der Welt zählten, so außerordentlich groß war, so nennt man jetzt noch außerordentlich große, anstaunenswerthe Dinge und Per

ſenen, im eigentlichen Sinne Koloſſe. Nun wirſt du wiſſen, was ich mit dem Ausdrukke: der Elephant iſt ein wahrer Koloß unter den Landthieren, ſagen wollte.

Carl. Ich meine, du wollteſt eben damit ſo viel ſagen, als der Elephant iſt von ungemeiner Größe, iſt unter den Landthieren das größte. Aber iſt er denn nicht unter allen Thieren das größte?

Fritz. Nein. Denn der Grönländiſche Wallfiſch übertrift, wenn er ausgewachſen iſt, den Elephanten noch an körperlicher Größe.

Carl. O ſage mir doch, wie groß ſo ein ausgewachſener Wallfiſch iſt?

Fritz. Er iſt 120 Fuß lang, und 40 — 60 Fuß breit, ſo daß er einen geräumigen Hof ziemlich ausfüllen und durch ſeine Dikke bis ins zweyte Stokkwerk reichen würde, wenn wir ihn in einen ſolchen Platz bringen könnten.

Carl. Das iſt ja eine erſtaunliche Größe! Aber nun ſage mir auch, wie groß denn ein ausgewachſener Elephant iſt? Denn der, welchen wir neülich in Nürnberg ſahen, war, wie der Vater ſagte, nicht ausgewachſen.

Fritz. Ja der muß wohl eine Höhe von acht Ellen, eine Länge von zehn und noch mehr Ellen, und eine Schwere von hundert bis hundert

und zwanzig Centner haben, denn sein ungestalteter Kopf allein wiegt schon drey Centner.

Theodor. Bey einer solchen Größe wundert es mich freylich nicht, wenn Manche den Elephanten einen Thier-Berg nennen.

Fritz. Nun laß mich weiter fortlesen. Die Ohrlappen des Elephanten sind sehr groß, die Augen dagegen sehr klein. Eben so klein ist sein Schwänzchen; dagegen stehen aber seine vier plumpen Füße, wovon die vordern fünf, die hintern drei Zehen haben, wie vier gewaltige Saulen, so hoch und dikk, wie ein ausgewachsener Mann da. Aus seinem Maule, und zwar aus der obern Kinnlade, ragen zwey ungeheüre Stoßzähne in horizontaler Richtung hervor. Sie sollen, wenn das Thier ausgewachsen ist, eine Schwere von 50 — 180 Pfund erreichen und mehrere Schuhe lang werden. Die Farbe der Elephanten ist gewöhnlich schwärzlich grau. Es giebt aber auch braünliche, hellgraue, selbst röthliche und weiße Elephanten. Die beyden letzten Arten sind indessen sehr selten. Seine Haut ist im Grunde haarlos und schwielenvoll und gleicht fast der Rinde einer alten Eiche; nur hie und da ist sie mit einigen starken Borsten versehen, so wie sein kurzer Schwanz sich in einen Büschel von Haaren endigt, die einem dünnen Eisendraht gleichen.

Das merkwürdigste Glied des Elephanten ist ohne Zweifel sein Rüssel.

Theodor. Ach das ist wahr! Indessen war es mir ordentlich schauerlich, diesen Rüssel bey dem Elephanten, der neülich in Nürnberg war, anzusehen. Es kam mir ordentlich vor, als hing eine Schlange oder ein entsetzlicher Wurm daran und langte nach den Zuschauern.

Fritz. So kann es einen allerdings vorkommen. Denn auch ich dachte, wenn der Elephant so ruhig dastand und seinen Rüssel nach allen Richtungen und in allen Krümmungen und in allen Beügungen bewegte, dieser wäre ein für sich bestehendes, beseeltes Wesen. Und in der That verrichtet dieser Rüssel, oder vielmehr der Elephant mit Hilfe desselben Dinge, die man gewöhnlich nur von Menschen mit Hilfe ihrer kunstreichen Hände verrichten sieht. Mit dem Haken oder mit dem Finger, wie ihn Einige nennen, der sich an der äußersten Spitze befindet, kann er die kleinsten Geldstükke von der Erde aufheben, die verschlungensten Knoten auflösen, Schlüssel umdrehen, Riegel zurükschieben, Pfropfen aus der Flasche ziehen u. dgl. m. Ist dem Thiere daran gelegen, einen starken Baum mit der Wurzel aus der Erde zu reißen, so umschlingt es ihn mit seinem Rüssel, thut

nen Riß, und der Baum ist entwurzelt. Umfaßt es damit einen Menschen und thut einen Drukk, so sind ihm alle Ribben im Leibe zerbrochen. Indessen kann es auch einen Gegenstand sanft damit umschlingen. So hat man z. B. gesehen, daß es Kinder so sanft, wie eine Mutter, damit umfaßt und dann gewiegt hat. Eigentlich ist dieser Rüssel die verlängerte Oberlippe des Elephanten, und hat im Innern zwey, durch eine Scheidewand getrennte Kanäle, wie unsere Nase. Da er damit riecht und Athem hohlt, so könnte man ihn seine Nase nennen. Da er aber damit sein Futter ergreift und ins Maul stekkt, sein Getränke in denselben schlürft und es nachher aus demselben in den Rachen ergießt, und so viel andre Geschäfte damit verrichtet; so nannten ihn die Alten seine Hände.

Amalia. Warum mag wohl der gütige und weise Schöpfer den Elephanten mit einem so wunderbaren Gliede versehen haben?

Ros. Wahrscheinlich ist der Grund hievon in dem ganzen Baue des Thieres, insbesondere aber in seinem kurzen Halse zu suchen. Denn bey diesem Baue würde es ohne Rüssel dem Thier äusserst schwer werden, seine Nahrung zu ergreifen.

Carl. Was frißt er denn eigentlich?

Fritz. Kraüter, Wurzeln, Blätter, zartes Holz, Gras, Obst, Korn, Reiß u. d. g. Große Früchte, wie z. B. Melonen wirft er gegen die Erde, oder tritt darauf, um sie zu zerstükkeln. Körner zieht er durch Einathmen in seinen Rüssel und stößt sie dann durch Ausathmen in das Maul.

Theodor. Solche große Thiere mögen wohl große Portionen auf Ein Mahl fressen?

Fritz. Ja, so ein 150 Pfund mögen wohl kaum zu einer Mahlzeit hinreichen. Daraus könnt ihr leicht schließen, was für Verwüstungen ein paar Elephanten auf einem Reißfelde, theils durch Abfressen, theils durch Zertreten anrichten können. Sein gewöhnliches Getränk ist Wasser, doch saüft er auch Wein, Branntwein, Arakk und andere hitzige Getränke nicht nur gern; sondern er liebt, wie manche Menschen, diese Getränke über die Massen.

Carl. Ach ja! das habe ich gesehen. Wenn die Zuschauer dem Elephanten in Nürnberg eine Bouteille Wein oder Branntwein darreichten, da griff er mit seinem Rüssel sehr begierig darnach und leerte sie in sein Maul aus.

Fritz. Merkwürdig ist, daß die gezähmten, also in der Gefangenschaft lebenden Elephanten

keine Jungen bekommen. Aber die in der Wildniß, also frey lebenden, bringen alle drey Jahre ein Junges, womit die Mutter achtzehn Monate trächtig gehen soll, zur Welt. Indessen behaupten wieder einige Gelehrte, daß die Tragzeit sich nur auf neun Monate belaufe. Die Jungen saugen mit dem Maule, nicht mit dem Rüssel, an den zwischen den Vorderbeinen befindlichen Brüsten der Mutter.

Ueber das Alter der Elephanten sind die Meinungen auch getheilt. Einige sagen, er werde 100 — 200 Jahre alt, Andere reden aber von 300 — 500 Jahren, und wieder Andere geben ihm bloß das gewöhnliche Menschenalter.

So wunderbar der Körperbau des Elephanten ist, so wunderbar, ja noch wunderbarer ist alles, was seine Seele anbelangt. Wenn man seine Denk- und Handlungsweise genau in Erwägung zieht; so kommt man in Versuchung zu glauben, daß die Seele des Elephanten nicht nur menschlichen Verstand, sondern sogar ein gewisses menschliches Gefühl, Gefühl für Recht und Unrecht habe. Schon sein Auge, so klein es ist, ist so sprechend, wie das Auge manches Menschen, und verräth viel geistige Anlagen. Er blikkt seinen Herrn bald mit Zärtlichkeit, bald mit forschendem Nachdenken, was wohl sein Wille

seyn möge, an. Um indessen meine Behauptung mit bestimmten Angaben zu beweisen, muß ich eüch folgende, durch glaubwürdige Zeügen bestätigte, Geschichten vorlesen.

1.) Einst versprach ein Kornak — so heißen die Führer der Elephanten — seinem Thiere, wenn es die und die Arbeit willig verrichten würde, eine Bouteille Arak. Ihr müßt nämlich wissen, daß man mit den abgerichteten Elephanten fast wie mit Menschen sprechen kann, und daß sie zu begreifen scheinen, was man ihnen sagt, folglich einen gewissen und zwar nicht geringen Grad von Verstand besitzen müssen. Nun kurz und gut! der Elephant von der Hoffnung, sein Lieblingsgetränk zu erhalten, belebt, strengte sich an und verrichtete die ihm aufgetragene Arbeit mit der Treüe eines Menschen. Als er aber merkte, daß sein Führer nicht Wort hielt und ihm den Arak nicht reichte, ergriff er ihn mit seinen Rüssel und warf ihn so unsanft zur Erde, daß er ein paar Ribben zerbrach.

Ein gerechtes Gefühl der an ihm verübten Treülosigkeit scheint den Elephanten belebt und ihn zur Ausübung des Strafamts veranlaßt zu haben.

2.) Ein Indischer Soldat hatte einem Elephanten bisweilen einen Schlukk Arak gegeben. In der

Trunkenheit beging dieser Soldat einst allerley Ausschweifungen, so daß er von der Wache sollte gefangen genommen werden. Um dieser zu entgehen, laüft er zu seinem Elephanten und legt sich unter ihn. Die Wache will ihn ergreifen, der Elephant aber läßt dieß nicht geschehen und treibt mit seinem Rüssel die Wache ab. Der Betrunkene schläft unterdessen ein; aber weit gefehlt, daß der Elephant etwa fortgegangen und seinen Schützling nun seinem Schikksal überlassen hätte, nein! er blieb stehen, bis dieser erwacht war. Und nun gab er ihm durch Liebkosungen, die er mit seinem Rüssel ausdrükkte, zu verstehen, daß er seines Weges gehen könne. War hier nicht das lebhafteste Gefühl der Dankbarkeit in dem Elephanten rege? und äußerte er dieß nicht auf eine Art, die uns in Erstaunen setzt?

3.) Ein Elephant, der von einer Gärtnerinn vor der er gewöhnlich vorbey ging, immer eine Hand voll grüne Kraüter, die er gern fraß, erhielt, gerieth einst in die aüßerste Wuth. Er hatte sich seiner Fesseln entledigt und alles floh vor ihm, selbst jenes gute Weib. In der Angst und Verwirrung war ihr aber ihr kleines Kind nicht beygefallen, das vor ihrer Bude spielte. Der Elephant kam an den Ort, sah das Kind und die Verwirrung, in der alles war,

ergriff jenes sanft mit seinem Rüssel und setzte es eben so sanft auf das Dach einer Krambude. Erwartet man wohl von einem Menschen mehr Selbstbeherrschung seiner Leidenschaft, mehr Edelsinn und Großmuth und dankbare Rükkerinnerung an empfangene Wohlthaten?

4.) In einer gewissen Stadt Ostindiens, hatte einst der Führer eines Elephanten diesen auf das Äußerste gemißhandelt. Aufgebracht hierüber zerstampfte das Thier in seiner Wuth seinen Peiniger Jetzt führte die in Verzweiflung gerathene Gattinn des Getödteten ihre beyden Kinder herbey, warf sie dem Elephanten vor und rief im höchsten Grade des Schmerzes aus: Hier, du Bestie, hier morde nun auch die Kinder, nachdem du den Vater gemordet hast. Wie auf ein Mahl zur Besonnenheit gebracht, und von Reue, Beschämung und Großmuth ergriffen, umfaßte der Elephant ganz sanft den ältern Knaben mit seinem Rüssel, setzte ihn sich selbst auf den Rükken, und erklärte ihn auf diese Weise zu seinem künftigen Führer. Der Knabe blieb wirklich sein Führer und das Thier leistete ihm immer den pünktlichsten und willigsten Gehorsam. Möchten nur alle Menschen ihre in der Hitze der Leidenschaft begangenen Fehler und Uebereilungen

mit gleicher Großmuth wieder gut zu machen suchen!

5.) Ein Indischer Fürst ritt einst auf seinem Leibelephanten auf die Jagd. Der Weg führte durch einen Hohlweg auf eine Wiese. Hier hatte man Kranke hingelegt, um sie Luft und Sonne genießen zu laßen. Die Krankenwärter ergriffen die Flucht. Der Unmensch, entschlossen über die Kranken wegzu reiten, befiehlt dem Kornak, den Elephanten zu stacheln. Das Thier fängt an zu traben, bleibt aber bey dem ersten Kranken stehen. Der Führer muß es wieder stacheln; umsonst: der Nabob flucht und befiehlt ihm die Ohren durchzustechen; vergebens war seine Wuth. Sie fruchtete nichts, als daß das edle Thier einen Kranken nach dem andern mit seinem Rüssel behutsam auf die Seite legte und so eine Straße machte, auf der der Zug ohne Nachtheil für einen Kranken durchkommen konnte. Wer war hier Thier, und wer Mensch?

6.) Zu lange zögerte einem Indianer der Tod, um ihn von seiner alten Frau zu befreyen. Er schlug sie daher todt, verscharrte sie im Stalle und heürathete bald darauf eine jüngere. Einige Tage darauf sah der Elephant seine neüe Gebieterinn, umfaßt sie mit seinem Rüssel, und setzt sie neben das Grab ihrer unglücklichen Vorgängerinn. Diese

grub er nun aus und unterrichtete sie auf diese Weise von der Grausamkeit ihres Mannes.

Sind solche Züge in dem Character des Elephanten merkwürdig; so ist es nicht minder merkwürdig, daß er Nekkereyen von absichtlichen Beleidigungen und offenbaren Ungerechtigkeiten unterscheiden zu pflegen scheint und jene nie wie diese letztere ahndet; sondern nur gleichsam Gleiches mit Gleichem vergilt und auch hierdurch wieder Verstand und Urtheilskraft verräth.

7.) In Cochin warf einst ein Soldat einen Elephanten mit einer Nußschale. Das Thier hob diese Nußschale sorgfältig auf und als es nach einigen Tagen diesen Soldaten wieder erblikkte, warf es ihn mit der nämlichen Nußschale und man wollte ihm ordentlich das Vergnügen in seinem Blikke angesehen haben, welches es darüber empfand, daß es mit gleicher Münze den Soldaten bezahlt hatte.

8.) Ein Mensch mischte oft unter den Reiß, den er seinem Elephanten zu fressen gab, Steine und Erde. Der Elephant ließ sich dieß mehrmals gefallen. Einst aber ersah er seinen Vortheil und mischte auch unter seines Herrn Essen eine tüchtige Portion Sand.

9.) Ein Schneidersgeselle in einer Asiatischen Stadt sprützte gewöhnlich einen Elephan-

ten, der täglich vor seinem Fenster vorbey ging, mit Wasser. Eine Zeitlang ließ sich das großmüthige Thier den Spaß gefallen. Endlich aber ging ihm die Geduld aus; es zog als es getränkt wurde, seinen Rüssel ganz voll Wasser und trug dieses von der Tränke mit sich weg bis zu dem Fenster, aus welchem es so oft gesprützt wurde. Hier blieb es stehen und in dem Augenblikke, als der Schneidergeselle seine Nekkerey wiederhohlen wollte, strekkte es seinen Rüssel zum Fenster hinein und übergoß den Schäker mit seinem ganzen Wasservorrath. Hier wurde abermahls ein Scherz mit gleicher Münze bezahlt.

Daß man von einem Thiere, wie der Elephant ist, wenn es gezähmt und abgerichtet worden, großen Nutzen ziehen könne, läßt sich leicht begreifen.

In den Ländern Asiens und Afrikas, wo er einheimisch ist, sucht man daher immer wilde Elephanten — denn die zahmen pflanzen sich nicht fort — zu fangen und zu allerley Geschäften abzurichten. Man bedient sich ihrer zum Reiten, und da sie so gar sehr stark sind, so setzt man oft kleine Gebaüde auf sie, in welchen sich mehrere Personen befinden.

Carl. Wie viel kann denn ein solcher Thier-Koloß tragen?

Fritz. Wohl 200 Centner, und mit seinem Rüssel kann er sich ohne Mühe eine Last von zwey Centnern auf den Rükken heben. Bey dem Schiffsbaue braucht man sie, um Balken die mit Strikken zusammen gebunden sind, hinzuschleppen, wohin man will, und ein einziger Elephant schleppt immer mehr, als zwanzig Männer von der Stelle bewegen können. Liegt ihm bey diesem Geschäfte ein Balken im Wege, so hebt er ungeheißen das vordere Ende seiner Ladung, (die er fort zu schleifen hat) mit dem Fuße so auf diesen in Wege liegenden Balken, daß er nachher die ganze Last leicht darüber wegziehen kann. Mit der pünktlichsten Vorsicht trägt er die größte Tonne, und wenn er sie irgend wohin legt, so legt er einen Stein unter, damit sie nicht fortrolle. Auch an seine großen Hauzähne kann man beträchtliche Lasten hängen und er setzt sie, wenn man es ihm befiehlt, mit aller Behutsamkeit nieder.

So groß und plump dieses Thier ist, so geschwind kann es gehen und eben so behend und geschikkt schwimmen. Es kann in einem Tage zehn Meilen ohne Anstrengung machen, denn sein Gang ist fast ein Trab, der aber an Geschwindigkeit dem

Galopp der Pferde gleich kommt. Haben Reisende, die einen Elephanten bey sich haben, einen Fluß da zu passiren, wo keine Brükke ist, oder wo sie kein Fahrzeug haben, so machen sie ihren Elephanten zum Fahrzeuge, d. h. sie legen ihm ihr ganzes Gepäkk auf denn Rükken, hängen sich selbst an seine Ohren und an seinen Schwanz und lassen sich so übersetzen.

Wenn Vornehme auf ihm reiten, so wird er mit den kostbarsten Dekken und anderm Schmukke versehen und er hat an seinem Putze ein außerordentliches Wohlgefallen. Sein Führer (Kornak) sitzt ihm immer auf dem Nakken und bedient sich statt der Spornen oder Peitsche eines eisernen Stachels.

Carl. Welches sind die Länder, wo man auf dem Elephanten reitet?

Fritz. Die Insel Ceylon, Hinder- und Vorder-Indien, überhaupt das ganze mittägliche Asien und Afrika. Denn da sind diese Thiere einheimisch, und wo sie einheimisch sind, fängt man sie auch und richtet sie zum Gebrauch ab.

Carl. Aber wie kann man ein Thier von solcher Stärke und mit solchen Waffen versehen, wie die Hauer des Elephanten sind, fangen?

Fritz. Man hat verschiedene Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Wie man sie in Siam fängt, kannst du am besten aus dieser Abbildung sehen. Auf zahm gemachten Elephanten reiten die Siamer in die Wälder, wo sich wilde — oft in Heerden von dreißig bis vierzig aufhalten. Um nicht bemerkt zu werden, legen sich die Reiter der Länge nach auf den Rükken ihrer Thiere und suchen sich so unvermerkt den wilden zu nähern und ihnen eine Schlinge zu werfen. Sobald einer davon hinein getreten ist, so fängt der zahme, auf dem der Reiter sitzt, an, gewaltig am Seile zu ziehen und den wilden umzureißen. Dabey entsteht oft ein harter Kampf; allein die zahmen bleiben immer Sieger und der gefangene wird von ihnen in die Mitte genommen und in die Sclaverey fortgeführt, wo er in einigen Wochen auch zahm wird.

Außer den Diensten, die der Elephant als Lastträger und Lastzieher den Menschen leistet, nützt er ihnen auch noch durch seine Hauer oder Stoßzähne, die das köstliche Elfenbein geben; durch sein Fleisch welches die Indianer und Afrikaner essen, und wovon sie besonders den Rüssel und die Füße als einen Lekkerbissen rühmen, durch seine Haut, die man zum Ueberziehen der Schilde braucht; durch seine Eingeweide, die als Pergament, und durch

seinen Koth, der als Rauchtabakk und als Stellvertretter der Kohlen gebraucht wird.

Schließlich bemerke ich noch, daß in manchen Ländern Indiens ein weißer Elephant als ein großes Heiligthum betrachtet wird. Ein solcher wohnt, wenn ein Fürst in seinem Besitze ist, in einem prächtigen Pallaste, wird von den Vornehmsten des Reiches bedient und speißt auf goldenen Gefäßen. Wenn er ausgeführt wird, so wird ein Baldachin über ihm getragen, und geht er zur Tränke, so gehen Trompeter vor ihm voraus und trompeten ihm ihre Stükkchen vor.

Vierzehnte Unterhaltung.

Die zahme Gans.

Ros. Wir haben uns bisher mit denjenigen Saügthieren, welche die Menschen ihres vielfachen Nutzens wegen gezähmt und zum Range ihrer Hausgenossen erhoben haben, beschäftiget. Jetzt wollen wir die Vögel, die ebenfalls zu diesem Range erhoben worden sind, zum Gegenstande

unserer Unterhaltungen machen. Carl, nenne mir doch ein Mahl unsere Hausvögel.

Carl. Die Gans, die Ente, die Henne, (das Huhn), der Truthahn, die Taube und der Pfau.

Ros. Welchen von diesen Vögeln gebühret wohl, wenn wir auf den Nutzen sehen, der Vorzug?

Amalia. Offenbar der Gans und dem Huhn.

Ros. Aber welcher von diesen beyden Vögeln verdienet wieder den Rang vor dem andern?

Amalia. Das ist in der That schwer zu sagen. Denn wenn die Eyer der Henne fast in keiner Haushaltung entbehrt werden können, und ihr Fleisch weit gesünder, als das Gänsefleisch ist; so sind hinwiederum die Federn der Gänse zu Betten und zum Schreiben unentbehrlich.

Ros. Zu Betten wären diese Federn eben so unentbehrlich nicht, denn ihre Stelle könnte durch Heu, Stroh, Moos und wollene Dekken wohl vertreten werden, und unsere Gesundheit würde, wenn wir diese Stellvertreter annähmen, noch überdieß gewinnen. Allein Gewohnheit und Verweichlichung haben gedachte Federn freylich zu einem fast unentbehrlichen Bedürfniß gemacht. Was indessen die Gänsekiele anbelangt, so sind diese zum Schreiben am bequemsten und deßhalb von unendlichem Nu-

tzen. Und dieses Nutzens wegen möchte ich wohl der Gans den Vorzug vor dem Huhn einraümen. — Nun soll Carl einmahl versuchen, mir die aüßerlichen Merkmahle der Gans anzugeben.

Carl. Je nun! Die Gans hat einen Schnabel, der die Gestalt einer halben Walze (der Länge nach in der Mitte durchschnittenen Walze) hat.

Ros. Halbwalzenförmig nennt man dieß.

Carl. Die Farbe dieses Schnabels ist bey den alten Gänsen roth, bey den jungen aber schmutzig gelb. Vorn an der Spitze der obern Kinnlade ist so ein Ansatz, ein Blättchen, oder wie man sonst das Ding heißen mag.

Ros. Nagel nennt man dieses Ding.

Carl. Die beyden Kinnladen sind auch an den Rändern, wo sie auf einander liegen, mit ganz kleinen Zähnen versehen.

Ros. So nennt man freylich die kleinen Zakken. Indessen mußt du merken, daß es keine wahren Zähne sind.

Carl. Was ist denn aber für ein Unterschied zwischen wahren Zähnen und solchen Zakken?

Ros. Wahre Zähne, wie die Saügthiere sie haben, stehen in besondern Höhlen der Kinnladen, und können, ohne diese zu beschädigen, herausgenommen werden, oder fallen oft für sich aus.

Bey den Spitzen oder Zäkkchen aber, wie die Gänse sie an ihrem Schnabel haben, ist dieß der Fall nicht. Diese sind mit dem Schnabel selbst verwachsen und eigentliche Theile desselben, so daß sie nicht ausgezogen, nur abgebrochen werden können. Nun! weißt du noch einige Merkmahle von der Gans?

Carl. Ihre Zunge hat zu beyden Seiten so Dinger, die wie Stacheln oder steife Franzen aussehen, und ihre Füße sind Schwimmfüße.

Ros. Was heißt dieß?

Carl. Ey nun! Das heißt eben so viel als: ihre Zehen sind mit einer Haut verbunden. Und da solche Füße zum Schwimmen, eigentlich zum Rudern beym Schwimmen, dienlich sind; so nennt man sie eben Schwimmfüße.

Ros. Wie viel Zehen hat denn ein Gänsefuß?

Carl. Drey nach vorn und eine, jedoch frey stehende, nach hinten, macht zusammen vier.

Ros. Welche Farbe haben denn die Gänse?

Carl. Ja, ich habe schon weiße und graue und so graubunte gesehen. Ob es noch welche von andern Farben gibt, weiß ich nicht.

Ros. Es gibt auch braune, aschgraue, gelbe und röthliche, aber keine schwarzen. — Nun sage

mir doch, Amalia, wie man das Männchen bey den Gänsen nennt.

Amalia. Gänserich oder Gansert.

Ros. Und wodurch unterscheidet sich der Gänserich von der Gans?

Amalia. Durch die höhern Beine, den längern, auch etwas dikkern, Hals, Kopf und Schnabel. Auch ist der Gänserich immer etwas größer als die Gans, und hat eine durchdringendere Stimme.

Ros. Wer kann mir denn etwas von dem Naturell der Gans erzählen?

Theod. Sie ist gern in Gesellschaft ihres Gleichen. Und wenn man von 2 Gänsen, die man zusammen im Hofe hält, etwa die eine schlachtet, so schreyt die andere beständig nach ihrer Gesellschafterinn. Wenn sie brütet oder Junge hat, ist sie beißig und fällt zischend die Menschen, ja wohl auch Hunde an. Ihre Dummheit hat Veranlassung gegeben, dumme Menschen mit ihrem Namen zu belegen. Auch das Sprichwort: Es flog eine Gans übers Meer, und kam ein Gigak wieder her, das man von einem, der eben so dumm und unwissend von Reisen zurükkehrt, als er ausgegangen war, gebraucht, hat seine Entstehung der gedachten Eigenschaft der Gans zu verdanken. Indessen ist sie bey aller ihrer Dummheit doch wachsam und hat durch

diese Eigenschaft einst das Kapitol von einer Ueberrumpelung gerettet. Sobald sie nämlich des Nachts das geringste Geraüsch hört, so fängt sie an zu schnattern und zu schreyen.

Carl. Sagt, wie war das mit dem Kapitol?

Fritz. Das Kapitol war in alten Zeiten ein berühmtes und festes Schloß, das auf einem der sieben Hügel, worauf das alte Rom erbaut war, stand. Hieher flüchteten und von hier aus wehrten sich viele Römer, als die Gallier unter ihrem Anführer Brennus Rom erobert und in die Asche gelegt hatten. Nachdem dieß Schloß von den Galliern eine Zeitlang belagert worden war, entdekkten sie auf einer Seite eine Stelle, wo sie glaubten, den hohen Felsen erklettern zu können. Sie machten den Versuch des Nachts und schon waren einige Gallische Soldaten oben, als Gänse ein lautes Geschnatter und Geschrey erhoben. Die Römer, dadurch aufmerksam gemacht, eilten herbey, stürzten die Gallier, die schon hinauf geklettert waren, zurükk und so wurde dieses Schloß, das beynahe schon in den Händen der Feinde war, gerettet.

Daß eine Heerde Gänse, wenn sie ein oder ausgetrieben wird, ein entsetzliches Geschrey erhebt, ist eine eben so bekannte Sache, als daß jede das Haus findet, in welches sie gehört.

Am Tage halten sie sich gern auf dem Wasser auf, des Nachts aber lieben sie einen trokkenen Sitz. Wenn sie schlafen, stehen sie oft auf einem Beine und stekken den Kopf immer unter den Flügel, welcher auf der Seite des Beines ist, auf dem sie stehen. Dieses thun sie, damit das Gleichgewicht hergestellt und die nicht unterstützte Seite (die Seite, auf welcher sie ein Bein in die Höhe ziehen) nicht zu schwer werde, und sie nicht umfallen.

Ros. Womit pflegst du denn deine Gänse zu füttern, meine liebe Amalia?

Amalia. Ich gebe ihnen Kohl, weiße und gelbe Rüben, gestoßene Kartoffeln mit untermischter Kleye, den Abfall vom Dreschen, bisweilen auch Gerste und Hafer.

Carl. Ich sehe sie ja auf der Weide auch Gras fressen.

Amalia. Das fressen sie allerdings, so wie auch Meerlinsen, Wurzeln u. d. gl., wenn sie draußen auf der Weide sind. Zu Hause aber muß man ihnen das eben von mir genannte Futter reichen. Will man sie aber mästen, dann muß man sie auch fleißig mit Gänsenudeln oder Wulgern stopfen.

Ros. Wer weiß denn das Alter der Gänse?

Theod. Ich habe einmahl gelesen, daß man Gänse von achtzig Jahren gesehen habe. Gewöhn-

lich aber erreichen sie kein so hohes Alter, obwohl sie unter allem zahmen Federvieh am ältesten werden, nämlich 20 24 Jahre.

Ros. Wie lang dauert denn wohl die Brutzeit einer Gans?

Amalia. Sechs und zwanzig bis dreyßig Tage, je nachdem eben die Witterung beschaffen ist. Denn bey großer Kälte dauert die Brutzeit etwas länger.

Ros. Und in welchen Monaten brütet sie?

Amalia. Im Februar und März.

Ros. Wie viel Eyer legt man ihr zum Ausbrüten unter?

Amalia. Zehn bis zwölf, je nachdem sie eben kleiner und größer ist.

Ros. Wie viel Eyer legt aber eine Gans jährlich?

Amalia. Wohl an sechzig, wenn man sie vom Brüten abhält.

Ros. Und kann man diese Eyer essen?

Amalia. Man kann sie zwar essen, aber sie sind schwerer, als die Hühnereyer zu verdauen.

Ros. Wer kennt denn die Feinde der Gänse?

Fritz. Diese kenne ich. Die ganz jungen werden oft, wenn sie sich auf Rasenplätzen befinden, von Elstern und Krähen fortgetragen. Außerdem

stellen den alten und jungen der Fuchs, der Marder und der Iltiß nach. Von der Gänselaus werden sie oft, besonders zu Anfang des Sommers sehr geplagt, und es sterben viele davon. Im Innern werden sie von verschiedenen Arten von Bandwürmern gequält.

Ros. Und welchen Krankheiten sind diese Vögel ausgesetzt?

Amalia. Dem Durchfall, der Dörrsucht, dem Pips *) und noch andern Uebeln.

Ros. Wo werden denn besonders viele Gänse gemästet, geschlachtet und geraüchert?

Fritz. In Pommern, von wo aus jährlich eine große Anzahl geraücherter Gänse in andere und ziemlich entfernte Gegenden versendet wird. Denn man legt den Pommerschen Gänsen einen großen Werth bey.

Ros. Welchen Theil der Gans halten die Lekkermaüler, besonders unter den Juden, für eine große Delikatesse?

Amalia. Die Leber. Daher wendet man auch oft allerley Mittel an, um beym Mästen das Wachs-

*) Der Pips ist eine Krankheit, wo die Nasenlöcher und die zarten Drüsen der Schleimhaut auf der Zunge verstopft sind, woraus dann eine Verhärtung der Zungenspitze entsteht.

thum dieses Eingeweides so viel als möglich zu befördern, und ich habe gelesen, daß es oft schon gelungen sey, eine Gänsleber bis zur Größe einer Kalbsleber zu bringen. Außerdem halten aber viele Menschen viel auf das Gänseschmalz und essen es wie Butter auf dem Brote. Indessen ist diese Speise, wenigstens für stillsitzende Personen, nicht gesund. Weniger schädlich ist aber gedachtes Schmalz, wenn man es vermischt mit Gemüse, zu dessen Zubereitung es auch verwendet wird, genießt.

Funfzehnte Unterhaltung.

Die zahme Ente.

Ros. Heûte soll mir jedes von eûch, und zwar der Reihe nach, etwas von unserer zahmen Ente erzählen. Amalia, mache du den Anfang, und lasse Fritzen fortfahren, wann du willst.

Amalia. Die Ente ist viel kleiner als die Gans aber wie diese ein Schwimmvogel, also auch mit Schwimmhaûten an den Füßen versehen. Ihr Schnabel ist ziemlich breit und eben dadurch geschikkt, daß sie im Wasser Fische und andere kleine

Thiere damit fangen kann. Er ist bald schwärzlich oder olivengrün, bald gelb, oder grünlich gelb, je nachdem nämlich die Farben der Federn beschaffen sind. Haben diese dunkle Farben, so ist der Schnabel von der erstern, haben sie aber helle Farben, so ist er von der letztern Farbe. Die Füße sind immer roth. — Nun, Bruder Fritz, fahre du weiter fort.

Fritz. Verschieden, gar sehr verschieden, wie bey allen Hausvögeln, ist die Farbe der Federn, indessen immer schön. Vorzüglich schön ist aber der mehr oder weniger blaue, grün schillernde, schwarz eingefaßte Spiegel auf den Flügeln.

Das Männchen, Entrich (auch Erpel, Entvogel, Drake, Wyk oder Warte genannt) unterscheidet sich vom Weibchen besonders dadurch, daß es größer und fast immer schöner ist, und auf dem Schwanze zwey bis vier in die Höhe gekraüselte Federn hat. —

Theodor. Halte nun ein, daß ich auch an die Reihe komme. — Der Gang der Enten hat etwas Auffallendes; er ist wakkelnd und langsam. Eben so auffallend ist ihr übriges Betragen. Fast beständig rütteln und schütteln sie ihren Schwanz, unaufhörlich gähnen sie, wobey sie sich oft ausrekken und die Flügel einige Mahle auseinander und wieder zusammen schlagen. Zuweilen treten einige

zusammen, bükken den Kopf seitwärts unaufhörlich zur Erde und schnattern ein sehr unangenehmes Lied her. Wie die Schweine suchen sie die Pfüzen —

Carl. O, laß mich das sagen.

Theodor. Nun, so thue es.

Carl. Wo die Enten eine Pfütze sehen, da laufen sie darauf zu und schnattern und schuppern mit ihrem Schnabel darin herum, und Amalia hat mir gesagt, daß sie dieses thun, um Würmer und andere Thierchen zu suchen.

Amalia. Wenn sie auf Flüssen oder Teichen sind, so spielen sie bisweilen. Sie tauchen nämlich mit größter Schnelligkeit unter, suchen sich unter dem Wasser zu haschen, kommen mit gestrekktem Halse wieder zum Vorschein, und tauchen dann geschwind wieder ein, wenn sie einander erblikken.

Wenn sie schlafen, so liegen sie mit dem ganzen Körper auf der Erde und verstekken den Kopf unter einem Flügel. Auf einem Beine stehend, wie die Gänse, überlassen sie sich aber nur selten dem Schlafe.

Was ihren Unterhalt anbelangt, so bedürfen sie den Sommer hindurch, da wo sie Bäche, Flüsse Teiche, Mistställen, Anger, Wiesen und Felder haben, nur eines geringen Aufwandes für Fütterung. Denn an den gedachten Orten suchen sie sich Wür-

mer, Insekten, Frösche, Kröten, Fisch, und Froschlaich, junge Fische, Regenwürmer, Schnekken u. d. gl. und man hat ihnen daher nur des Morgens und Abends ein geringes Futter vorzusetzen. Man füttert sie aber gewöhnlich mit Hafer, Gerste, Hirsen, Brot, angemachter Kleye, Meerlinsen, Erdäpfel, Rüben und mit dem, was in der Küche von Gedärmen der Fische und Vögel und in der Scheüne beym Dreschen an Körnern abgeht.

Merkwürdig ist, daß der Zukker für sie ein tödtliches Gift ist, und man hat Beyspiele, daß fünf Quintchen dieses Salzes eine Ente getödtet haben. — Nun mag mich Bruder Fritz wieder ablösen.

Fritz. Im März und April pflegen die Enten ihre Eyer, die grünlich blauweiß aussehen, und größer sind als die Hühnereyer, zu legen. In sumpfigen, wasserreichen Gegenden legen sie oft in einem Jahre deren achtzig und darüber. Die Brutzeit der Ente dauert vier Wochen, wohl auch wenn die Witterung kühl ist, dreißig oder ein und dreißig Tage. Indessen läßt man die Enteneyer lieber durch Hühner als durch Enten ausbrüten, weil die letztern auch während der Brutzeit oft ins Bad gehen und sich dann kalt und naß auf die Eyer setzen, wodurch diese nicht selten verderben. — Nun weiter im Text, Bruder Theodor!

Theodor. Krankheiten und Feinde haben sie mit den Gänsen gemein. Was ihren Nutzen anbelangt, so ist dieser nicht gering. Eine gebratene oder sauer eingemachte Ente pflegt nicht leicht jemand zu verschmähen, obgleich ihr Feisch für schwer verdaulich und ungesund gehalten wird. Getreidemast soll es indessen sehr verbessern.

Die Eyer, die gar nicht, wie man fälschlich glaubt, der Gesundheit nachtheilig sind, können in der Haushaltung wie die Hühnereyer gebraucht werden, und sollen vorzüglich zu Gebakkenem gut taugen.

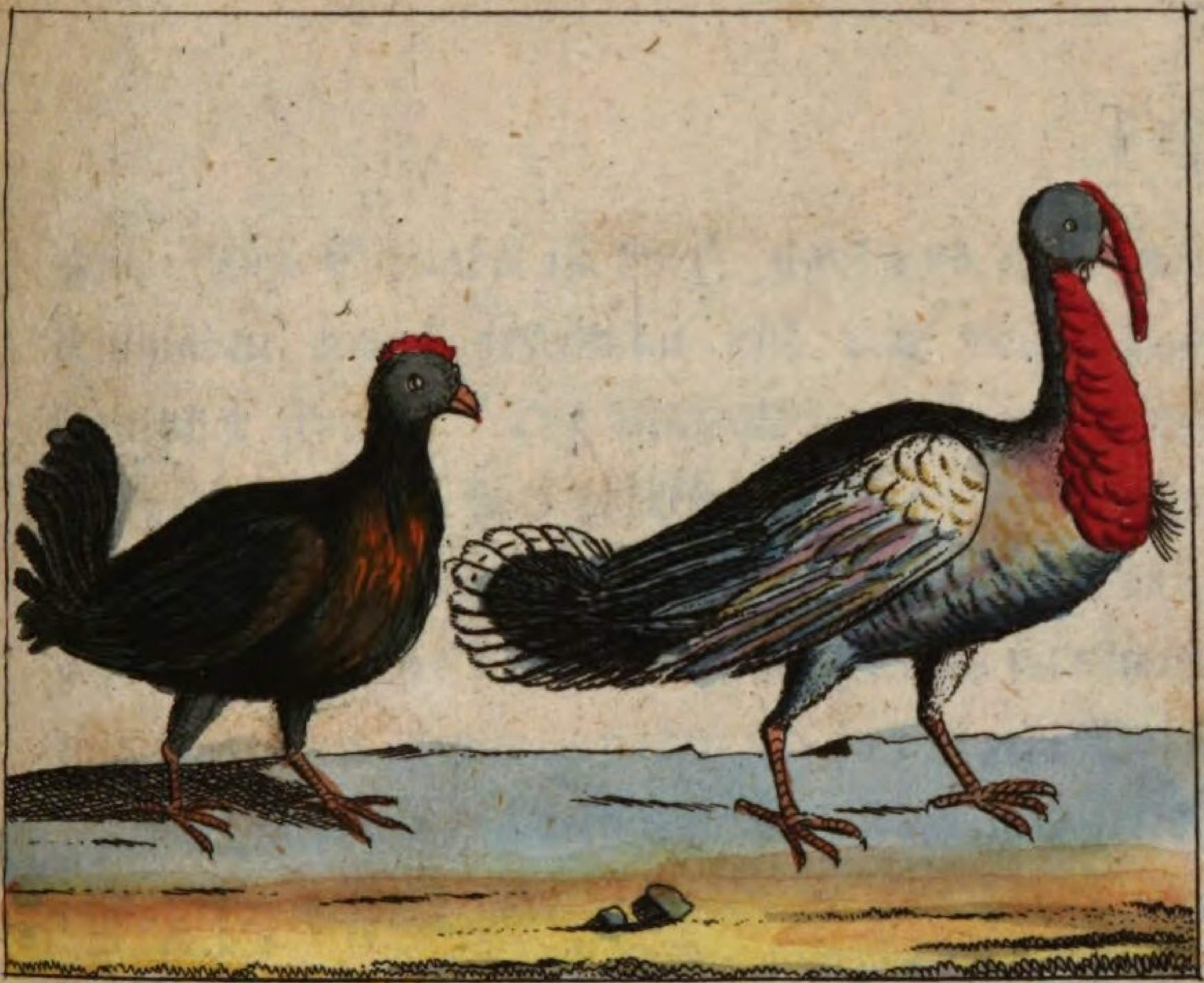
Die Federn nützt man auch zum Ausstopfen der Betten und Manche glauben, daß es noch gesünder sey, unter Enten= als unter Gänsefedern zu schlafen.

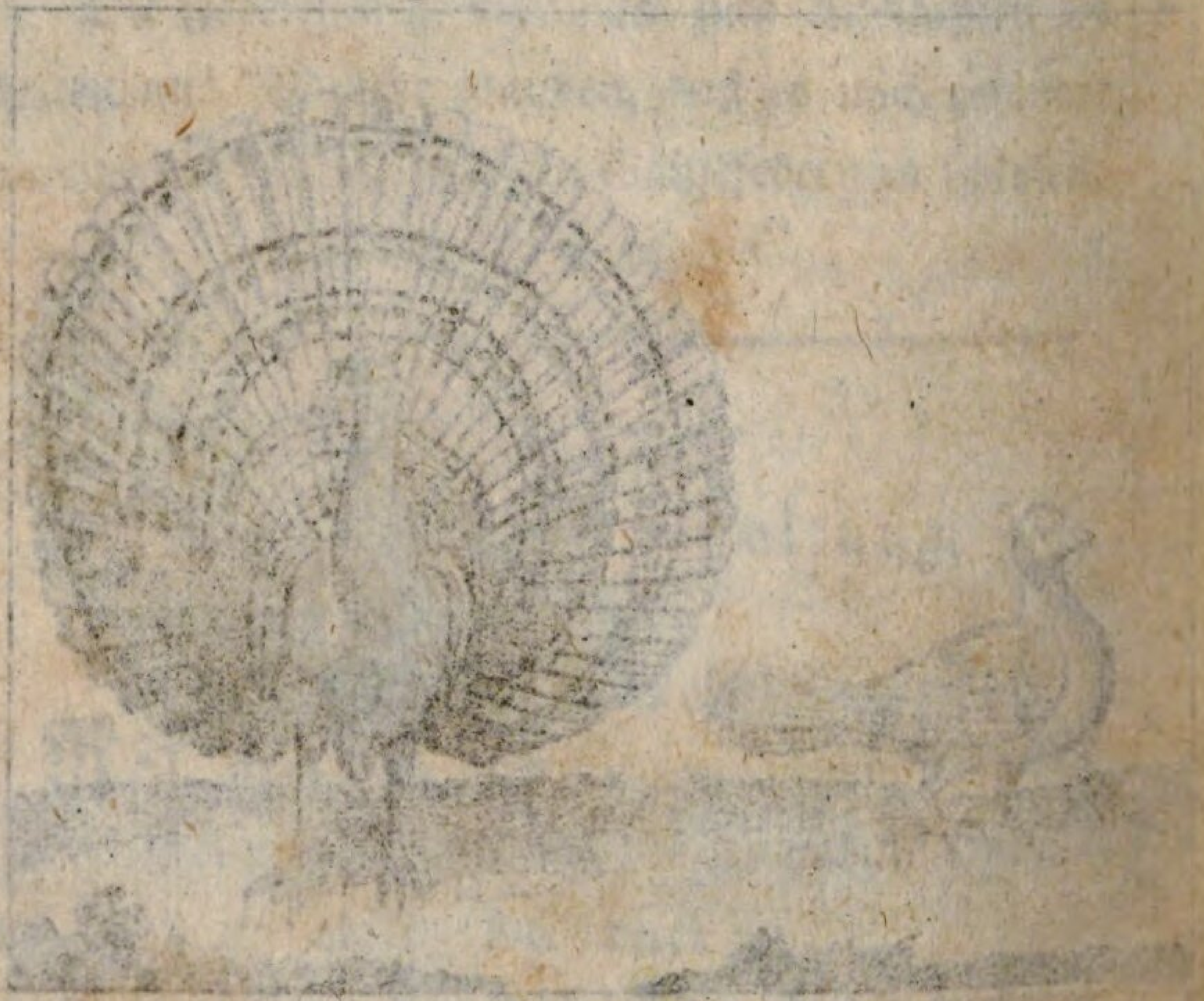
Sechzehnte Unterhaltung.

Das gemeine Haushuhn.

Ros. Fritz, ich habe dir aufgegeben, mir auf heute eine kurze Beschreibung des Haushuhns zu liefern. Laß nun hören, wie lautet sie?

Fritz. Das Haushuhn ist von verschiedener Größe, jedoch das Männchen (der Hahn) immer um ein Drittheil größer und schwerer als das Weib=





chen. Der Schnabel ist kurz, stark und an beyden Kinnladen etwas gekrümmt und von weißer oder blaulicher Farbe. Die Nasenlöcher sind mit einer knorpelichen Haut halb bedekkt, und die Ohren nakkt. Auf der Stirn steht ein rother, meistentheils ausgezakkter Kamm; der Augenkreis ist roth und nakkt und unter dem Kinne befinden sich zwey rothe Bartlappen (Glokken, Lilien). Die Füße sind stark, schuppig, gelblich oder bleyfarben und haben vier Zehen, wovon die drey vordern am hintersten Gelenke durch eine kleine Haut mit einander verbunden sind. Die Klauen sind kurz, stark und hornfarbig. Der Schwanz hat etwas Eignes, was sonst an keinem Hausvogel angetroffen wird. Die vierzehn Schwanzfedern sind nämlich auf solche Art schief in die Höhe gestellt, daß sie zusammen ein ordentliches Dach oder ein spitzwinkeliches Dreyekk bilden, dessen Grundfläche nach der Erde zu gerichtet ist. Die Flügel sind kurz und zum weiten Fliegen untauglich.

Der Hahn hat außer seiner Größe noch besondere Merkmahle, die ihn von der Henne unterscheiden. Er hat nämlich einen längern Hals, den er gern aufrecht trägt, einen größern, mehrentheils aufgerichteten Kamm, einen langen, aufwärts gekrümmten scharfen Sporn hinten an den hohen starken Beinen, einen erhabenen Schwanz, dessen bey-

de mittelste Federn weit länger als die übrigen und spitzig und sichelförmig sind, lange, schmale spitzige und meist schönfarbige Halsfedern, die sich bey jeder Bewegung sanft verschieben, eben dergleichen Bürzelfedern, die an den Seiten des Schwanzes herabglitschen, große, spitzige, schwankende obere Dekkfedern des Schwanzes, die sich an den Seiten mit den Schwanzfedern vermischen, sich krümmen und den Schwanz verzieren helfen, und einen stolzen und langsamen Gang.

Die Henne hat breitere Federn als der Hahn, höchst selten einen Sporn, und den Kamm, der meist einfach ist, trägt sie immer mehr liegend oder hangend, als aufrecht.

So verschieden die Größe der Haushühner ist, so verschieden ist auch ihre Farbe. Es gibt schwarze, weiße, blaue, graue, rothe, braune, gelbe und mit allen diesen Farben geflekkte. Die Farben des Hahns sind immer schöner und glänzender, als die Farben der Henne.

Ihr Alter bringt sie selten höher als auf zehn Jahre, da der Hahn wohl noch ein Mahl so alt werden kann. Im Betragen sind Henne und Hahn sehr verschieden. Jene geht demüthig und gebükkt, dieser stolz und erhaben einher, jene ist sanftmüthig, dieser hitzig, zum Zorn geneigt, eifersüchtig, neidisch

und streitsüchtig, weßwegen er keinen fremden Hahn auf seinem Hühnerhofe leidet. Seiner Hennen nimmt er sich treulich und sorgfältig an. Die Verlornen sucht er auf und wenn es zum Fressen geht, rührt er nicht eher ein Körnchen an, als bis alle um ihn versammelt sind und schon fressen. Findet er irgendwo einen Lekkerbissen, so lokkt er sie herbey und theilt ihn mit ihnen. Kann er einige nicht finden, so ist er unruhig, sind sie aber alle um ihn versammelt und freuen sich, so zeigt er durch verschiedene Stellungen und Töne seine Zufriedenheit und Mitfreude an. Hat er im Kampf einen Gegner überwunden, so zeigt er seinen Sieg durch Krähen an, so wie die Henne durch ihr Gakksen zu erkennen gibt, daß sie ein Ey gelegt habe.

Ros. Amalia, nun sage du uns, womit man die Hühner füttert.

Amalia. Für die alten Hühner ist das beste Futter Gerste, und wo sie nicht Gelegenheit haben, grüne Gräser und Kräuter aufzusuchen, gibt man ihnen zur Abwechslung, Salat, Nesseln, Kohl, Sauerampfer, Fenchel gebrühet und geschnitten und mit aufgequollenem Hafer, Weitzenkleye oder groben Mehl und saurer Milch angemacht. Von Gras und Kräutern bekommen sie größere und wohlschmekkendere Eyer. Brod, gelbe Möhren, und gesottene

und klar gestoßene Kartoffeln, mit etwas Kleye vermischt, fressen sie auch gern. Wenn sie legen, wirft man ihnen getrokknete und zerriebene Eyerschalen vor, welche ihnen wieder Materie zu neüen Eyerschaalen geben. Im Winter sind ihnen Vogel- und Wachholderbeeren sehr zuträglich. Zum Saufen muß man ihnen immer frisches Wasser geben, denn Mist- und andere Gauche, Wasser, das über faulem Holze gestanden hat, u. d. gl. ist ihnen nachtheilig. Die Küchlein oder jungen Hühner füttert man in den ersten zwey Wochen mit gestampftem Hirsen, mit Buchweitzengrütze und Gries, die sie vorzüglich als gekochten, steifen Brey gern fressen. Wenn sie etwas erstarkt sind, gibt man ihnen gekochten Weitzen und Gerste, bis sie die Nahrung der Alten zu sich nehmen.

Ros. Carl soll nun etwas von dem Nutzen unsers Haushuhnes sagen.

Carl. Ich denke, der ist groß; denn ich höre oft die Leüte klagen, wenn es nicht viel Eyer gibt. Die Hühnereyer müssen also in der Haushaltung wohl unentbehrlich seyn. Auch weiß ich, daß das Fleisch der jungen Hühner, besonders, wenn sie gebraten sind, vortrefflich schmekkt und daß jährlich eine große Anzahl solcher Braten verzehrt wird. Auch das Fleisch der alten Hennen ist gut und gibt

insbesondere vortreffliche Brühen für Kranke. Der Hühnermist, so sagt unser Knecht, ist ein vortreflicher Dünger und die Federn können zur Noth auch zum Ausfüllen der Betten dienen.

Ros. Weiß denn jemand von euch, wie viel jährlich eine Henne Eyer legen kann?

Theodor. Wohl an die achtzig bis neunzig.

Ros. Und wie lange sie brütet?

Amalia. Drey Wochen.

Ros. Und welchen Krankheiten sie unterworfen sind?

Amalia. Dem Pips (Zipf, Pipp), der Darre, der Verstopfung, dem Durchfalle, der fallenden Sucht, dem Zipperlein. Auch ist das Mausern eine Art Krankheit für sie.

Ros. Welches sind denn ihre Feinde?

Theodor. Der Fuchs, der Marder, der Iltiß, das Wiesel, verschiedene Raubvögel, die Hühnerlaus, und innerlich verschiedene Eingeweidewürmer.

Ros. Nun behaltet noch den merkwürdigen Umstand, daß man in Aegypten die Küchlein nicht durch Bruthennen, sondern durch die Ofenwärme ausbrüten läßt. Man hat nämlich daselbst besonders eingerichtete Oefen, in denen man genau die Wärme, wie sie unter der Bruthenne ist, hervor-

bringen kann. In einen solchen Ofen werden nun die Eyer schichtenweise, oft 50000, ja bisweilen 80000 an der Zahl, gelegt und so sorgfältig behandelt, daß nach Verlauf von drey Wochen die Jungen daraus hervorschliefen. Man rechnet, daß jährlich an 92 Millionen junge Hühner auf diese Weise ausgebrütet werden.

Siebenzehnte Unterhaltung.

Das Truthuhn. (Puterhuhn).

Ros. (ein Bild vorzeigend.) Carl, weißt du, was für ein Vogel hier abgebildet ist?

Carl. Das ist ein Truthuhn.

Ros. Woran (an welchen Merkmahlen) erkennst du es denn?

Carl. Ach, an dem ausgebreiteten Schwanze.

Ros. Aber so breitet der Pfau seinen Schwanz auch bisweilen aus, daher könnte ja dieß auch ein Pfau seyn?

Carl. Aber der Pfau hat kein solches Ding vorn über den Schnabel herabhangen.

Ros. Das ist wahr. Dieses herabhangende Ding ist eigentlich ein Fleischzapfen, der gewöhnlich an der Stirn steht, sich aber, wenn das Thier in Affect geräth, verlängert, schlaff wird und über zwey Zoll lang über den Schnabel herabhangt. — Kannst du mir sonst keine Merkmahle mehr von diesem Vogel angeben?

Carl. Ach ja! Oben am Kopfe und hinten am Nakken, da sind so Fleischknoten, wie lauter glatte Warzen gestaltet, am Kinne hangt auch eine schlaffe Haut, die zusammen hangt mit den großen Fleischknoten am Halse.

Ros. Was haben denn diese kahlen oder nakkten Theile für Farbe?

Carl. Oft habe ich sie blutroth, oft aber auch schon blau gesehen.

Ros. Oft werden sie auch weiß oder gelblich. Es ändert sich nämlich die Farbe nach Verschiedenheit des Affects, worein das Thier geräth und nach der Verschiedenheit der Kälte und Wärme.

Carl. Oft habe ich auch an dem Unterhalse so einen Büschel harter, schwarz blauer Haare bemerkt, die wohl fünf bis sechs Zoll lang mögen gewesen seyn.

Ros. Dieser Haarbüschel ist eine besondere Eigenheit des Männchens, das Weibchen hat dergleichen nicht, so wie dieses auch nur einen sehr kleinen

Fleischzapfen auf der Stirn hat, der sich entweder gar nicht, oder doch kaum merklich verlängert.

Carl. Ist es denn wahr, daß diese Vögel die rothe Farbe nicht leiden können?

Ros. Allerdings, und man hat Beyspiele, daß sie ganz wüthend auf diejenigen gestürzt sind, die ihnen etwas Rothes vorhielten. Insbesondere werden die Hähne dadurch sehr zum Zorn gereizt, und man hat sorgfältig darauf Acht zu geben, daß sich keine kleinen Kinder, die etwas Rothes an sich haben, in einem Hofe, wo dergleichen Hähne sind, ohne Aufsicht befinden. Weniger Gefahr ist man bey den Hennen ausgesetzt, denn diese sind überhaupt in ihrem ganzen Betragen sanfter und demüthiger, und werden nicht so leicht aufgebracht.

Carl. Warum halten wir denn keine Truthühner?

Ros. Weil ihre Erziehung höchst mühsam ist, und die Jungen die sorgfältigste Wartung und Pflege erfordern, indem ihnen Regen, Kälte, rauhe Witterung, Thau und Sonnenschein gleich gefährlich werden können.

Carl. Wo kommen denn die her, die man oft heerdenweise durch Nürnberg treibt?

Ros. Aus Böhmen, wo man sich stark mit der Zucht derselben abgibt, und wo oft ein Landwirth

von dreißig Hennen 600 Junge gewinnt, wovon aber oft 100 wieder zu Grunde gehen.

Carl. Ey! wie viel Eyer legt denn so eine Henne?

Ros. 20 — 28. Du hast wohl noch kein Ey von einer solchen Henne gesehen?

Carl. Nein.

Ros. Nun! so merke dir, daß diese Eyer länglich, an der untern Seite stark zugespitzt, weiß und mit gelbröthlichen Punkten oder Flekken versehen sind, und von der Henne 26 — 27 Tage gebrütet werden müssen, wenn Junge aus kommen sollen.

Carl. Und welches Lebensalter können sie erreichen?

Ros. Sechzehn Jahre.

Carl. Welches ist denn die Nahrung dieser Vögel?

Ros. Sie nähren sich so, wie fast alle Hühnerarten, von Getreide, Insecten und Kraütern.

Carl. Verschaffen sie uns denn bedeütenden Nutzen?

Ros. Ja wohl! Ihr Fleisch wird sehr geschätzt, denn es ist ungemein schmakkhaft, zart, leicht verdaulich, gesund und nahrhaft. Ihre Eyer sind ebenfalls schmakkhaft und werden wie die Hühnereyer benutzt, und die Federn, ob sie gleich nicht so gut,

als Gänsefedern sind, können zum Ausfüllen der Betten und zu Federbüschen gebraucht werden.

Carl. Ihre Feinde werden wohl auch diese Vögel haben?

Ros. Sie haben ihre Feinde, und sind allerley Krankheiten ausgesetzt. Mancherley Raubvögel stellen den Jungen, Wieseln und Ratten den Eyern nach, und Milben und Läuse sind ihre Quälgeister. Und was ihre Krankheiten anbelangt, so ist eine der gefährlichsten diejenige, welche die Jungen nach sechs oder acht Wochen bekommen, wann die Fleischknoten am Kopfe und Halse zum Vorschein kommen. Sie werden dann so krank, wie die Kinder beym Zahnen.

Achtzehnte Unterhaltung.

Die zahme Taube.

Ros. Fritz, da du ein so großer Tauben Liebhaber bist, so sollst du uns auch heute die Naturgeschichte dieser Vögel kürzlich erzählen.

Fritz. Der Tauben, ich meyne der zahmen, gibt es viele Sorten, die die Liebhaber dieser Vögel verschieden eintheilen und mit besondern Benennungen belegen, wobey sie haüfig auf die verschiedenen Farben und Zeichnungen Rükksicht nehmen. Diese Sorten alle zu benennen und zu beschreiben, würde zu lange dauern, daher will ich mich nur auf das einlassen, was allen Tauben gemein ist. Gemein haben sie aber

1.) einen dünnen, geraden, an der Spitze gekrümmten und weichen Schnabel.

2.) Nasenlöcher, welche länglich und mit einer weichen, aufgetriebenen Haut halb bedekkt sind.

3.) Kurze Füsse, welche mehrentheils roth sind, bis an ihren Ursprung getrennte Zehen haben, und ein ungeschikktes Laufen verursachen.

4.) Lange Flügel, die ihren schnellen Flug befördern.

5.) Die Sitte, paarweise zu leben, und die Einrichtung und den Naturtrieb, jedes Mahl zwey Eyer zu legen, welches einige des Jahres zwey Mahl, andere acht bis neun Mahl thun; ihre Jungen aus dem Kropfe, worinn sie das Futter erst weichen lassen, zu füttern, ihr Nest ganz schlecht aus Reisern und Strohhalmen zu bauen, und sich gern im Wasser zu baden und im Staube zu wälzen.

Alle zahmen Tauben, denn es gibt auch wilde, z. B. die Holztaube, haben folgende Eigenschaften gemein:

1.) Eine große Neigung zur Geselligkeit. Daher bleibt ein einzelnes Paar nicht gern in einem Hause allein, sondern verläßt dasselbe und sucht den nächsten gut bevölkerten Taubenschlag auf, um sich da ein zu quartiren. Ferner wird es aus dieser Neigung erklärbar, warum man immer einen ganzen Haufen auf den Dächern beysammen erblikkt, oder ihn zusammen fliegen, zusammen fressen, zusammen trinken, zusammen baden sieht.

2.) Eine ungemeine Friedfertigkeit und Sanftmuth. Denn sie vertragen sich nicht allein unter sich sehr gut, sondern leiden auch andere Vögel und sogar die kleinen Maüse neben sich. Ruhig lassen sie die Sperlinge und Hühner mit unter sich fressen, und lassen sogar erstere mit in ihren Häusern nisten. Es ist daher die Tauben-Sanftmuth zum Sprichwort geworden. Nur dann scheinen sie in Zorn zu gerathen, wenn man sich ihrer Brut nähert; denn alsdann hakken sie mit dem Schnabel, oder schlagen mit dem Flügel nach dem sich Nähernden.

3.) Eine bewunderns würdige Treüe, die sie vorzüglich gegen das Haus, dessen Besitzer es gut mit ihnen meint, beweisen. Man hat Beyspiele, daß sie bey entstandener Feüersgefahr lieber ihr Leben aufopfern, als daß sie die ihnen lieb gewordene Wohnung verließen. Nnr unleidentlicher Gestank und üble Behandlung können sie veranlassen, aus ihrem Schlage auszuwandern. Ihren Geburtsort lieben sie so sehr, und hangen so treülich an demselben, daß sie, wenn man sie auch etliche Meilen weit davon weg trägt, sie doch an denselben wieder zurükkfliegen, wenn man ihnen die Freyheit gibt. Doch sind sie bey dieser ihrer Treüe sehr einfältig, oder soll ich sagen gutmüthig? Sie lassen sich nämlich leicht fangen, und lassen es gelassen geschehen,

daß man ihre Jungen ihnen vor den Augen wegnimmt. Mit dieser ihrer Einfalt verbinden sie indessen doch einen gewissen Grad von Gelehrigkeit; denn man kann sie abrichten, daß sie zu gewissen Zeiten an einen bestimmten Ort kommen und aus der Hand ihres Herrn ihr Futter hohlen. Dieser Gelehrigkeit bediente sich Mahomet zu seinem Vortheile. Er richtete eine Taube ab, sich auf seine Schultern zu setzen und aus seinen Ohren die Körnchen, die er vorher dahin gelegt hatte, zu pikken. Dem Volke, das dieses sahe, machte er nachher weiß, dieß sey der Geist Gottes, der ihm eingebe, was er predigen solle. Auch weiß man Beyspiele, daß ein Paar Tauben abgerichtet waren, sich ein ordentliches Geschirr anlegen zu lassen und einen kleinen Wagen zu ziehen, ohne aufzufliegen.

4.) Eine ganz besondere Liebe zur Reinlichkeit. Sie putzen und baden sich sehr oft und legen sich bey einem sanft rieselnden Regen mit einem ausgebreiteten und erhabenen Flügel auf die Dächer, um die Tropfen unter denselben aufzufangen. Ja sie haudern sich oft im Staube und Sande, um die Haut zu reinigen und das Ungeziefer zu vertilgen. Ueble Gerüche sind ihnen sehr zuwider, angenehme aber lieben sie über die Massen. Will man daher ein Taubenhaus entvölkern, so darf man nur etwas

Teufelsdrekk (Assa foetida) hineinbringen, und will man fremde Tauben in einen Schlag gewöhnen, so bringt man etwas Anis-Oehl, dessen Geruch sie vorzüglich lieben, hinein.

Ros. Jetzt soll uns Amalia sagen, ob bey der Taubenzucht ein bedeutender Nutzen herauskommt.

Amalia. Nach dem, was ich über diesen Gegenstand gelesen habe, soll die Taubenzucht mehr schädlich als nützlich seyn. Zwar ist das Fleisch der jungen Tauben — denn diese pflegt man nur zu essen — ein für Kranke und Gesunde sehr gutes Nahrungsmittel und der Taubenmist wird nicht nur als Dünger, sondern noch zur Erreichung verschiedener anderer Zwekke gebraucht; allein der Schaden, den die Tauben zur Saat- und Erntezeit auf den Feldern, und außerdem noch in den Küchengärten und auf den Dächern durch Zerhakken und Zertreten anrichten, soll im Ganzen genommen ihren Nutzen überwiegen.

Carl. Was macht man denn mit dem Taubenmist, außer daß man ihn als Dünger braucht, sonst noch?

Amalia. An manchen Orten ziehen die Bäkker eine Lauge aus demselben und gebrauchen diese zum Einmachen des Semmelteiges. Die Semmeln

werden dadurch lokkerer und erhalten einen ganz besondern Geschmakk. In Frankreich stand deßhalb ehemahls der Taubenmist mit der Gerste in gleichem Preise. Auch dient die Lauge von diesem Miste besonders gut zum Waschen und Bleichen.

Ros. Da wir eben vom Taubenmiste reden, so merkt auch noch das von demselben, daß er die Eigenschaft hat, sich von sich selbst, wie etwa feuchtes, dicht auf einander liegendes Heu zu entzünden, weßwegen man bey seiner Aufbewahrung viel Vorsicht anwenden muß.

Theodor. Sage mir doch, lieber Vater, was es denn eigentlich mit den Brieftauben, wovon ich schon manchmahl etwas gehört habe, für eine Bewandtniß hat?

Ros. In Syrien, besonders in der Stadt Aleppo, nimmt man oft, wenn man eine Reise macht, einen Tauber von seiner Taubinn weg und mit sich. Will man nun in einer gewissen Entfernung recht schnell eine Nachricht nach Hause bringen; so bindet man dem mitgenommenen Tauber ein Briefchen unter die Flügel, füttert ihn recht gut, damit er unter Wegs sich nicht nach Futter umsehen dürfe, und läßt ihn fliegen. Nun fliegt er gerades Wegs der Stadt und dem Hause zu, woran er gewöhnt ist, und wo seine Taubinn wohnt: Auf

diese Weise kann man freylich sehr schnell eine Nachricht von einem Orte zum andern bringen, denn so eine Taube macht in Einem Tage eine Reise, wozu ein gewöhnlicher Fußgänger sechs Tage brauchte.

Theodor. Sonach muß man also alle Mahl, wenn man verreist, eine solche Taube vom Hause mit sich nehmen?

Ros. Ja freylich! Denn diese Tauben fliegen nur dahin zurükk, wo sie wohnen, wie es auch unsere Haustauben machen, weßwegen man auch durch diese Briefe kann überbringen lassen, und bey Belagerungen hat man sich schon manchmahl dieser Boten bedient.

Carl. Nun sagt mir doch noch, warum Fritz des Nachts immer ein Gitter vor seinen Taubenschlag zieht?

Fritz. Das thue ich deßwegen, damit keine Taubenfeinde in den Schlag kommen.

Carl. Welches sind denn die Taubenfeinde?

Fritz. Die Hausmarder, die Katzen, die Iltisse, die Wieseln und verschiedene Raubvögel, wie die Schleyereulen und das Käutzchen. Es gibt wohl auch noch andere Feinde für die Tauben, die aber durch kein vorgeschobenes Gitter von denselben abgehalten, sondern nur durch fleißige Reinigung des Taubenschlags vermindert werden können. Das sind

Flöhe, Läuse und die Larven von Spekk= und Aas= käfern, welche letztern die jungen Tauben am Bau= che und Kopfe oft lebendig anfressen, so daß diese davon sterben müssen. Außer diesen Feinden müssen die Tauben auch noch von manchen Krankheiten viel leiden, z. B. von der Darre, vom Durchfall, vom Mausern, von der Krätze, von den Pokken und von der Schwermuth, bey welcher letztern Krank= heit sie traurig da sitzen, wenig fressen und den Kopf rükkwärts auf die Flügel legen.

Carl. Etwas hast du doch noch vergessen von den Tauben anzugeben.

Fritz. Was denn?

Carl. Ihr Alter.

Fritz. Gewöhnlich schreibt man ihnen ein Al= ter von acht Jahren zu; allein Taubenliebhaber be= haupten, daß sie wohl sechzehn bis zwanzig Jahre erreichen können.

Neunzehnte Unterhaltung.

Der gemeine Pfau.

Ros. Seht einmahl, wie unsere Pfauen da herum schreiten, wie prächtig ihre Stellungen sind, wie ansehnlich ihr Wuchs ist, und welchen stolzen Gang sie haben!

Amalia. Ja, und erst ihr Gefieder! Ich glaube wirklich, diese Vögel gehören mit zu den schönsten Geschöpfen in der Natur.

Ros. Dieses leidet keinen Zweifel, und man kann daher den Pfau mit vollem Rechte einen Prachtvogel nennen. Getrauest du dich wohl von diesem Vogel eine kurze Beschreibung zu machen?

Amalia. Kaum wage ich dieß, denn die erstaunliche Verschiedenheit der Farben, die seine verschiedenen Federn haben, und die wunderbare und

verschiedne Zeichnung derselben erschwert mir dieß Geschäfte. Indessen will ich einen Versuch machen.

Der Pfau, ein Vogel etwa von der Größe unsers Truthahns, hat einen allerliebsten, ihm zur schönsten Zierde gereichenden Federbusch auf dem Kopfe und ist übrigens mit Federn von den schönsten Farben bedekkt. Die Dekkfedern des Schwanzes sind aber die prächtigsten, weil diese ein so genanntes Auge oder einen Spiegel haben, und wenn er diese, wie er oft zu thun pflegt, fächer oder radförmig ausbreitet, so wird mans nicht überdrüssig, ihn anzusehen.

Ros. Hast du dir noch nicht die Mühe gegeben, die Federn auf dem Kopfe, die den Busch bilden, zu zählen und sie genauer zu betrachten?

Amalia. Noch nicht, lieber Vater.

Fritz. Ich habe das schon gethan.

Ros. Nun so beschreibe diese Federn.

Fritz. Der Zahl nach sind ihrer vier und zwanzig, ihre Länge beträgt etwa zwey bis drey Zoll, die Schäfte sind weiß, und zur Seite stehen einzelne, so schwarzgrüne und glänzende Bärte, die

nicht zusammen hangen. Oben aber stehen dreyekkige, zusammenhangende, herrliche goldgrüne Spitzen, fast wie Blumen auf ihren Stielen. Diese prächtigen Federn kann der Vogel nach Willkühr zurükklegen und wieder aufheben.

Ros. Theodor, Nun betrachte einmahl den Kopf, Hals und die Brust unserer Pfauen, und sage von welcher Farbe diese Theile sind.

Theodor. Ich meine, diese sind so schön indigblau und haben so einen violetten und goldgrünen Wiederschein.

Ros. Was kannst du mir denn von den Rükkenfedern sagen?

Theodor. Ja, diese sind so ganz zirkelförmig abgerundet, und liegen wie Fischschuppen da und sind goldgrün, kupferfarben glänzend und schwarz glänzend gerändert.

Ros. Amalia, betrachte nun die schönsten aller Pfauenfedern, die Dekkfedern des Schwanzes, wovon ich hier auch einige zur nähern Ansicht vorlege, und suche sie zu beschreiben.

Amalia. Diese Federn liegen, wenn der Vogel kein Rad schlägt, wie Dachziegel schichtförmig

übereinander, und die der letzten Schicht mögen wohl länger als vier Fuß seyn. Diese Federn haben alle einen weißen Schaft, zur Seite lange einzelne schwarzgrüne kupferfarben glänzende Bartfasern, und an der Spitze die goldgrüne gewöhnliche Federgestalt, in welchem Theile der rundliche Flekk, das so genannte Auge oder der Spiegel liegt. Die Mitte derselben ist von der Größe und Gestalt einer kleinen Bohne und dunkelblau glänzend, um diesen Flekk liegen drey Kreise, wovon der nächste blaugrün und goldglänzend, der darauf folgende kupferfarben und goldglänzend und der letzte grünlich goldfarben ist.

Ros. Nun! diese deine Beschreibung ist dir nicht mißgerathen. Wir könnten wohl jetzt noch einen Versuch machen, auch die Federn an den übrigen Theilen gar zu beschreiben; allein der Kürze wegen, wollen wir dieß unterlassen. Nur gebt mir noch einige Unterschiede an, die zwischen dem Männchen und Weibchen Statt finden.

Fritz. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen und die Dekkfedern des Schwanzes, so wie der Federbusch sind viel kürzer, und sein ganzer Leib ist aschgrau braun, am Kopfe und Feder-

busche mit einigen grünen Puncten, und Hals und Brust sind grün.

Ros. Wer kann mir denn einige Eigenheiten von diesen Vögeln anführen?

Amalia. Vom August eines jeden Jahres an tritt die Mauserzeit ein, wo sie ihre schönen Federn, den Busch auf dem Kopfe ausgenommen, verlieren. In dieser Periode sind sie traurig, und gleich als schämten sie sich, halten sie sich verborgen. Im Frühjahr erst können die Männchen ihre prächtigen Augen- oder Spiegelfedern zur Schau darlegen. Die Reinlichkeit lieben sie fast wie die Katzen, daher sie auch, wie diese, oft ihren Unrath verscharren. So sauer ihnen auch, wegen ihrer Schwere, das Fliegen wird, so suchen sie doch die Gipfel der höchsten Bäume und hohen Dächer zu ihrem Aufenthalte aus, von wo aus sie bisweilen ihr durchdringendes, auf eine halbe Stunde weit hörbares und sehr unangenehmes Geschrey hören lassen.

Zu den Zügen ihres Charakters, wenn man anders Thieren einen Character zuschreiben darf, gehören Tapferkeit und Herrschsucht, und sie las-

sen sich die Herrschaft über den Hühnerhof, auf dem sie gehalten werden, durchaus nicht nehmen. Daher darf sich keine Henne dem Fütterungsplatze eher nähern, als bis sie gesättigt sind.

Ihr Alter bringen sie auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre, welches ein ziemlich hohes Alter ist.

Ros. Carl, du wirst bemerkt haben, womit unsere Pfauen gefüttert werden, und daher im Stande seyn, die Nahrung dieser Vögel anzugeben.

Carl. Sie bekommen eben Gerste, Hafer, Wikken und Erbsen. Den Weitzen scheinen sie sehr zu lieben, aber die Köchinn wirft ihnen nur selten welchen vor, weil er zu theuer ist. Ich habe auch bemerkt, daß sie oft Insekten, Gras und kleine Kieselsteine aufsuchen und verschlukken.

Ros. Und diese letzten Dinge dienen ihnen zur Erhaltung ihrer Gesundheit, welche übrigens durch alle die Krankheiten, welchen die Hühner ausgesetzt sind, gefährdet ist. Habt ihr denn schon ihre Eyer genau betrachtet und könnt ihr mir sagen, wie diese beschaffen sind?

Amalia. Der Größe und Gestalt nach gleichen sie den Gänseeyern, die Farbe derselben aber ist dunkel erbsenfarben mit dunklern, schmutzigen Flekken und Puncten, die sich besonders am dikkern Ende haüfiger befinden.

Carl. Wie viel Eyer legt denn so eine Pfauinn (Pfauhenne)?

Amalia. Etwa acht bis zwölf, wenn man sie ihnen wegnimmt. Thut man dieß aber nicht, so fangen sie schon eine kleinere Zahl zu brüten an.

Carl. Wie lang brüten sie denn?

Amalia. Acht und zwanzig Tage.

Carl. Warum hält man denn aber eigentlich Pfauen? Ich habe nie bemerkt, daß wir einen abschlachten und braten, noch daß ihre Eyer gebraucht werden.

Amalia. Gewöhnlich hält man sie nur zur Lust oder zur Zierde eines Hühnerhofes. Zwar kann man das Fleisch der Jungen essen, allein man ißt es gewöhnlich so wenig als ihre Eyer, weil diese nicht gesund sind.

Carl. Kann man denn ihre Federn nicht brauchen?

Amalia. Die Federschmükker machen aus denen vom Kopfe und Schwanze allerhand Putz, und in China dienen die letztern den Damen zum Kopfputze, in Persien aber zu Fliegenwedeln. Ehemahls webte man auch einen prächtigen Zeüg, dessen Aufzug (Kette) aus Gold und Seide, dessen Einschlag aber aus Pfauenfedern bestand.

Verbesserungen.

Seite 3 Z 8 von oben gehören die Worte: und dieses bis Jahren, in eine Paranthese.

— 20 — 8 von unten l. Reiten st. Reuten.

— 24 — 2 v. o. l. ekel st. ekkelhaften.

— 25 — 9 v. u. l. Reiter st. Reuter.

— 25 — 6 v. u. l. einem st. einen.

— 32 — 2 v. o. l. einen st. einem.

— 43 — 12 v. u. l. ein Haarbüschel st. Haarbüschel.

— 52 — 2 v. u. l. der st. die.

— 55 — 1 v. o. l. und fohlen st. Fohlen.

— 98 — 7 v. u. l. thue st. thut.

— 106 — 9 v. u. l. dem Schweine st. ihm.

— 112 — 7 v. o. l. reiſt st. reißt.

— 113 — 9 v. u. l. von st. vom

— 114 — 2 v. u. l. von Schwämmen st. Schwämmen.

— 117 — 1 v. o. l. gebissene st. gebißene.

— 136 — 2 v. u. l. das st. den

— 145 — 4 v. o. l. sie diese st. sie sie.

— 146 — 7 v. o. l. allem st. allen.

— — — 9 v o. l. den st. dem.

— — — 8 v. u l. geduldet st. gedultet.

— 147 — 3 v. o. setze vor Nun noch Nos.

Seite 169 Z. 3 v. u. l. Wilhelm st. Wilhelmi.
— 172 — 8 v. u. setze vor Schaufeln den.
— 176 — 3 v. u. l. Der st. der.
— 177 — 7 v. o. l. Koloß st. Kolosse.
— 181 — 10 v. u. l. Hand st. Hände.
— 191 — 6 v. o. l. den st. denn.
— 231 — 13 v. u. l. bebrüten st. brüten.
— 232 — 3 v. u. setze nach Zeüg noch daraus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Litterarische Anzeige.

Im Verlage der Riegel- und Wießnerschen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen:

Biots, J. B. Versuch einer analität. Geometrie, angewandt auf die Curven und Flächen zweiter Ordnung. Uebersezt mit Zusätzen von Dr. J. T. Ahrenß. Mit 7 Kupfertafeln, gr. 8 1817. 1 Thlr. 21 gr. oder 3 fl.

Cunradi, J. G. der wieder gefundene Nürnbergische Trichter für das Französische, 2 Thle. 8. 1815 — 1816 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 48 kr. (Bey Parthien von 5 Exemplaren das 5te frey.)

Dursts, Dr. J. B. Teutschlands Geschichte, II Bände, Der 2te Band in 2 Abtheilungen, m. K. gr. 8. 1817 — 1819. 4 Thlr. 16 gr. oder 8 fl.

(Wer sich mit baarer Vorauszahlung an uns wendet, dem liefern wir ein vollständiges Exemplar um den Subscriptionspreis von 3 Thlr. 16 gr. oder 6 fl.

Frankenthal oder Vierzehnheiligen. Ein Taschen- und Andachtsbuch für dahin Reisende, mit 4 K. 8. 1819. geh. 12 gr. oder 48 kr.

Kanne, J. A. Christus im alten Testament Untersuchungen über die Vorbilder und Messianischen Stellen, 1r 2r Band, 8. 1818—19. 2 Thlr. 16 gr. od. 4 fl.

— — Romane aus der Christenwelt aller Zeiten. 1r. Thl, 1817. 8, 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Sämundis Führungen. Ein Roman aus der Geschichte der Maurer im ersten Jahrhundert, gr. 8. 1816. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Knoll, E. F. Vorlesungen über ausgezeichnete Stellen des Alten und Neuen Testaments, 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl.

Langs, R. C. H. v., die Geschichte der Jesuiten in Baiern, gr. 8. 1819. 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Penzenkufer, Prof. vollständiges Schema der italienischen Declinationen und Conjugationen, nebst einem Anhang. 8. 1816. 12 gr. oder 45 kr.

— — italienischer Vorbereitungs-Cursus für den ersten Cursus im Uebersetzen, 8. 1816. 8 gr. oder 30 kr.

Pflaum, Sonntagsblatt für ächt evangelische Gottes und Christusverehrer 2r 3r Jahrgang, 1818. 1819. 8. der Jahrgang von 4 Heften 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — Leben Jesu für Geist und Herz, evangelisch dargestellt, 8. 1819. 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Pflaum, an alle theologischen Fakultäten, so wie an alle Doktoren der Theologie, gr. 8. 1819. 8 gr. od. 30 kr.

Pöschel, Ph. F. Ideen über Staat und Kirchenkultus, Kirchenzucht und Geistlichkeit Ein Beitrag zur Besserung des protestantischen Kirchenwesens, 8. 1817. 10 gr. oder 40 kr.

Sachs, D. der Werth religiöser Begräbnißfeyerlichkeiten und ihr Einfluß auf die sittliche Volksbildung, 1818. 8. broch. 4 gr. oder 15 kr.

Sanguin, J. F. Nouvelle Géographie á l'usage de la jeunesse. Ouvrage redigé sur les derniers traités de paix, l'Acte du Congrés de Vienne et les conventions particuliéres des Souverains 8. 1818. 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Schmelzing Repertorium der ältern und neuesten Gesetze über die Medizinal-Verfassung im Königreiche Baiern, gr. 8. 1818. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Schnerr, Jacob, Gedichte, 8. 1818. Druckp. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. Schreibp. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Späth, J. L. Praxis der Güter-Arrondirung nach eignen Ansichten und Erfahrungen. Mit Kupf. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Stephani, Dr. H. ausführliche Anweisung zum Rechenunterricht in Volksschulen, nach der bildenden Methode. 1r Cursus. Die Zahlenrechenkunst, 8. 1817. 9 gr. oder 36 kr. 2r. Cursus. Die Zifferrechenkunst, 8. 1818. 12 gr. oder 45 kr.

Stockar von Neuforn, die Auflage. 8. 1819. 1 Thlr. 12 gr oder 2 fl. 24 kr.

Taschenbuch, neues, von Nürnberg, enthaltend eine topographisch-statistische Beschreibung der Stadt, nebst einer geschichtlichen Einleitung. Mit 9 Kupf. und 3 Vignetten von Geißler, Fleischmann, Duttenhoffer, Haldenwang und einem Grundriß, 8. 1819. in ord. Einband. 2 Thlr. 16. gr. oder 4 fl.
Maroq. Pap. Einband 3 Thlr. oder 4 fl. 30 kr.
In Saffian 4 Thlr. oder 6 fl.

40

BUCH
JOHANN
G.JEB
HAMBURG
WAL

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöhlmann, Johann Paul,

Die Hausthiere Ein angenehmes Unterhaltungsbuch für die Jugend ; Mit Kupfern

Nürnberg 1819

Oecon. 2176 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10300812-1